

# Das Werk

---



Lichtbild: Archiv Concordiahütte Engers / Vereinigte Stahlwerke AG.

Benzolwascher.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

---

XXII. Jahrg.

Düsseldorf



Januar/März 1942

Heft 1

# Das Werk

XXII. Jahrg.

Düsseldorf, Januar/März 1942

Heft 1

Siege ertragen  
kann jeder Schwächling,  
Schicksalsschläge aushalten  
können nur die Starken!

Die Vorsehung  
gibt aber nur denen  
den letzten und höchsten Preis,  
die es vermögen,  
mit Schicksalsschlägen  
fertig zu werden.

Adolf Hitler

am 30. Januar 1942.

# Vom Genius des Feldherrn.

Von Generalleutnant Friedrich von Cochenhausen.

Clauserwitz hat in seinem Buch „Vom Kriege“ dem „kriegerischen Genius“ ein besonderes Kapitel gewidmet. Er versteht darunter den „harmonischen Verein“ von Kräften des Verstandes, des Charakters und des Gemütes, die in der Person des Feldherrn ihre stärkste und edelste Verkörperung finden. Der große Kriegsphilosoph mißt dabei den Verstandeskräften eine besondere Bedeutung bei.

Diese Auffassung vom Feldherrn steht im Gegensatz zu einer anderen, gelegentlich als neue Entdeckung gepriesenen, die gerade in der Überbetonung des Willens das höchste Feldherrnideal sieht. Clauserwitz' Ansicht verdient deshalb mehr Glauben, weil er sie aus dem gründlichen Studium von mehr als 130 Feldzügen der verschiedensten Zeitalter hergeleitet hat, weil er die Feldherren der verschiedensten Zeitperioden psychologisch zu durchdringen versucht hat. Er ist dabei zu der Erkenntnis gekommen, daß nur das Vorhandensein einer Reihe verschiedenartiger Kräfte und Talente die ungeheueren Aufgaben zu meistern vermag, die dem Feldherrn gestellt werden.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr. So ist der Mut eine selbstverständliche Eigenschaft jedes Truppenführers. Der Feldherr hat aber nicht nur Mut gegen persönliche Gefahr zu zeigen, sondern auch Mut zur Übernahme einer Verantwortung. So mancher Feldherr besaß den ersteren in hohem Maße und konnte doch nie zu einem ganzen Entschluß kommen, weil er durch die Last der Verantwortung geschreckt wurde.

„Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Viertel derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit.“ Diesen Nebel kann nur ein feiner und scharfer Verstand durchdringen, der „mit dem Takt seines Urteils“ die Wahrheit herauszufühlen vermag. Dies ist in der Praxis deshalb so besonders schwer, weil die Dinge dauernd im Fluß sind und der Zufall eine große Rolle spielt. Es kommt also nicht allein darauf an, bis zu einer zutreffenden Vorstellung von der Lage vorzudringen, sondern im gegebenen Moment einen schnellen Entschluß zu fassen. Clauserwitz ist der Ansicht, daß vornehmlich der Verstand es ist, der „im Drange des Augenblicks“ dem Feldherrn den inneren Impuls zu einem vernünftigen und erfolgversprechenden Entschluß gibt. Es gehört dazu aber eine „ganz eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern“.

Freilich, es gab auch Feldherren mit einem durchdringenden Verstande, die ein klares Bild der Lage gewannen, aber trotzdem nicht den als richtig erkannten Entschluß durchführten. Es fehlte ihnen eine angeborene oder anerzogene Kraft des Willens, die man bald als Energie, bald als Standhaftigkeit, bald als Charakterstärke bezeichnet.

Aus Verstand und Willen entspringt die Selbstbeherrschung. Sie ist nicht von jener Art, die phlegmatische, indolente Naturen zeigen, Leute, die sich „nie aus der Ruhe bringen lassen“. Diese lassen fast immer das Schöpferische vermissen. Gefühlvolle und dabei ruhige Menschen werden bei aller Selbstbeherrschung selten den inneren Impuls zum Handeln finden, weil sie durch die Not des Krieges leicht niedergedrückt werden. Aufbrausenden, leicht begeisterungsfähigen Naturen fällt es überhaupt schwer, Selbstbeherrschung aufzubringen. So erscheinen „die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen“ am meisten geeignet, die richtige Art der Selbstbeherrschung zu zeigen, weil in ihnen neben der schöpferischen Kraft ein besonderes Gegengewicht gegen die Leidenschaften vorhanden ist: das Gefühl der Menschenwürde,

„dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnis, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken“.

Charakterstärke ist immer eine der hervorragendsten Eigenschaften großer Feldherren gewesen. Der Feldherr muß innerlich auf festen Füßen stehen. Er soll an seiner Ansicht, seiner augenblicklichen Eingebung festhalten so lange, bis ihn eine klare Überzeugung dazu zwingt, davon abzuweichen.

Clauserwitz rechnet weiter zum kriegerischen Genius eine Eigenschaft, die wiederum dem „Geistesvermögen“ entspringt: den Blick für das Gelände, den Coup d'œil wie ihn Friedrich der Große nennt. Bis in das 18. Jahrhundert faßte der Feldherr seine Eindrücke vom Gelände durch das körperliche Auge auf und ergänzte sie mit Hilfe unzulänglicher Karten. Später war er infolge der immer größeren Räume, in denen sich die Operationen abspielten, mehr und mehr ganz auf Karten angewiesen. Auf Grund dieses Bildes hat ihm seine Phantasie eine richtige Vorstellung vom Gelände zu geben. Aber damit nicht genug, muß er gleichzeitig mit seinem geistigen Auge beurteilen, inwiefern das Gelände die Bewegungen seiner eigenen Kräfte und der des Gegners fördert oder hemmt, muß dem Gegner die ungünstigeren Verhältnisse zuschieben und für seine eigenen Truppen alle aus dem Gelände erwachsenden Vorteile ausnutzen. Lebendige Phantasie und praktische Erfahrung haben dabei Hand in Hand zu gehen.

Schließlich ist Clauserwitz der Auffassung, daß nur der Feldherr einen Krieg zu einem glänzenden Ziele führen könne, der über große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse verfüge. Er spricht damit offen aus, daß der kriegerische Genius in seiner höchsten Entwicklung nicht in den einseitig militärisch gebildeten Köpfen wohne. Vielmehr werde hier der Feldherr zum Staatsmann, weil er mit seinem Blick nicht nur alle Staatsverhältnisse umfassen, sondern sich auch genau bewußt sein müsse, „was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen“.

Mit den Kräften des Verstandes hat Clauserwitz seine Schilderung des „kriegerischen Genius“ begonnen, mit den Kräften des Willens beschließt er sie, indem er die Ansicht ausspricht, daß „es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die fühlen als die heißen Köpfe seien, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten“.

Man hört heute gelegentlich die Ansicht, im neuzeitlichen Kriege der Millionenheere könne der Feldherr kaum mehr tun, als den riesigen Heeresapparat in Gang zu setzen. Der Sieg werde dann in einem frontalen Sichabringen allein von der überlegenen technischen Ausrüstung und von der Tapferkeit der Truppe entschieden werden. Damit scheidet jedes Geistige aus der Kriegführung aus. Es bleibe nur noch die Materie. Diese durchaus laienhafte Vorstellung vom modernen Kriege ist von berufener Seite dahingehend widerlegt worden, daß heutzutage geniales Feldherrntum und hochwertiges Führertum dringender denn je notwendig sind. Halten doch die technischen Rüstungen aller Großmächte ungefähr gleichen Schritt. So behält die Führungskunst und damit der „Genius des Feldherrn“ nach wie vor seine hohe, Schlachten und Kriege entscheidende Bedeutung.

Aus dem Vorwort zu dem 1937 erschienenen, von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften herausgegebenen Buch „Der Genius des Feldherrn“. Sanssouci-Verlag, Potsdam-Berlin.



Der Augenblick der Entscheidung in einer Schlacht von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Während der Schlacht von Issus (333 v. Chr.) bricht der rechte Flügel des mazedonischen Fußvolkes in die Flanke des Perserheeres und überrennt die persische Stellung, um sodann in fühner Flankierung gegen das Zentrum einzuschwenken.

Ausschnitt aus Albrecht Altdorfers „Alexanderschlacht“. (Vgl. hierzu das Gesamtbild auf Seite 5 und die weiteren Ausschnitte auf den Seiten 6 bis 9.) Die Schlacht bei Issus (zwischen dem unter dem großen Mazedonier Alexander geeinten Griechen und dem von Darius III. geführten Riesenheer der Perser), dieser zeitenwendende Sieg des Okzidents über den Orient, hat immer wieder die Phantasie der Künstler angeregt. „Das Werk“ bringt auf dieser und den folgenden Seiten eine Gesamtdarstellung und einige Teilausschnitte aus der „Alexanderschlacht“ des Regensburger Meisters Albrecht Altdorfer, die als das großartigste Schlachtenbild der deutschen Malerei gilt. Altdorfer schuf dieses Meisterwerk 1529. Aus genauer Kenntnis der antiken Quellen und völliger Vertrautheit mit dem Kriegshandwerk der eigenen Zeit heraus gibt er hier ein Bild, das den Augenblick der Entscheidung mitten im wimmelnden Getümmel der Schlacht in zeitlos gültiger Form ausdrückt.

## Das Geheimnis des Sieges.

Von General der Infanterie Wolfgang Muff.

Am 27. August 1914 verkündete der deutsche Heeresbericht: „Das deutsche Westheer ist neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet von Cambrai bis zu den Südvogesen eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich in vollem Rückzuge.“

Der deutsche Generalstab von damals schien wirklich „das Rezept des Sieges“ in Händen zu haben, so wie es ihm von seinem Lehrmeister, dem Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, vererbt worden war, der auf dem Grunde des Studiums der Kriegsgeschichte die Erkenntnis gesucht hatte und gefunden zu haben glaubte, „wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es wieder kommen wird“.

Dreizehn Tage später befand sich dasselbe Heer, ungeschlagen und noch im Gefühle der inneren Überlegenheit über seine Gegner, nach fünftägiger und dann abgebrochener „Hauptschlacht“, um einen Begriff von Clausewitz zu ge-

brauchen, in vollem Rückzug, und die Glocken verkündeten von den Kirchtürmen Frankreichs das „Wunder an der Marne“. Wiederum schien Gott, wie vor fünfhundert Jahren in Gestalt der lothringischen Jungfrau, seinem geliebten französischen Volke ein Mirakel geschenkt zu haben, um es wider alle Voraussetzung aus der drohenden Niederlage zu erretten. Hatte er doch den feindlichen Feldherrn mit Blindheit geschlagen und den schon greifbaren Sieg seinen Händen enttunden.

Das Unvorherzusehende, das Zufällige, das Wunderbare hatte offensichtlich über das Vorausberechenbare, das Folgerichtige, das Vernunftgemäße gesiegt. Gab es also überhaupt so etwas wie ein Rezept des Sieges? Kam der Sieg nicht immer von Gott? War der alte Spruch, daß Gott stets mit den stärkeren Bataillonen wäre, nicht falsch? Waren die stärkeren Bataillone vielmehr nicht dort, wo Gott war?

Damit erhob sich die Frage nach dem „Geheimnis des Sieges“.

Sechszwanzig Jahre später!

Wiederum, am 10. Mai 1940, war ein deutsches Westheer zum Angriff angetreten. Fünf Tage darauf kapitulierte die holländische, nach weiteren dreizehn Tagen die belgische Armee. Am 5. Juni ist der feindliche Nordflügel gegen die See geworfen und vernichtet, ist das englische Heer vom Festland vertrieben. Einen Monat nach Feldzugseröffnung ziehen deutsche Truppen in Paris ein. Drei Tage später bittet Marschall Petain um einen Waffenstillstand, der, nachdem auch Frankreichs Ostarmeen kapituliert haben, am 25. Juni gewährt wird. In nicht ganz sieben Wochen war der einstige Sieger an der Marne und Friedensdiktator von Versailles im Felde vernichtend geschlagen. Warum hatte diesmal das Rezept des deutschen Feldherrn zum Siege geführt? Warum war das rettende Wunder für Frankreich ausgeblieben? Oder war vielleicht Gott diesmal aus unbegreiflichen Gründen auf Seiten seiner Feinde gewesen? Denn wunderbar über alle Maßen war dieser Sieg, den die erst seit wenigen Jahren, man darf schon sagen, aus der Erde gestampfte, neue deutsche Wehrmacht über die alte, ruhmreiche französische Armee, nach dem Urteil vieler die beste und stärkste der Welt, davongetragen hatte. Wunderbar allerdings und zunächst fast unbegreiflich, aber doch etwas so ganz anderes als jenes Wunder an der Marne, von dem der französische General Mallerre meint: „In diesem Sieg gab es auch einen mystischen Teil, in dieser plötzlichen Umkehr der feindlichen Kräfte war etwas Mysteriöses und Unlogisches.“ In dieser neuen großen Schlacht in Frankreich dagegen erscheint alles vorausberechnet, planmäßig und folgerichtig, geradezu zwangsläufig vom ersten bis zum letzten Tag. Das Wunderbare an diesem Sieg ist gerade seine innere Logik. Hier mußte wirklich alles kommen, wie es gekommen ist. Was ist denn nun aber eigentlich das Geheimnis dieses Sieges, der wahrlich nicht wie jenes Marnewunder ein „ordinärer Sieg“ gewesen ist, den Schlieffen so sehr hasste, weil er keine Entscheidung bringt, sondern sich der Feldzug danach in die Länge zieht?

\*

Nach der Schlacht forschen beide Seiten nach den Gründen von Sieg und Niederlage.

Am bequemsten ist dabei für den Besiegten die Suche nach einem Schuldigen. Sie beginnt mit dem Rufe „Verrat“ und endet für den unglücklichen General mit dem Schafott oder der Festung. Seit den Kriegen der großen Revolution über die Niederlage des dritten Napoleon bis in unsere Tage hinein ertönt dieser Ruf „Nous sommes trahis!“ in der Kriegsgeschichte des französischen Volkes, das in seiner Mehrheit zu verblendet ist, eigene Fehler einzusehen, und zu eitel, sie einzugestehen.

Wir Deutschen machen es uns nicht so leicht. Die Suche nach der Erkenntnis, warum es so kommen mußte, wie es gekommen ist, führte uns vom Persönlichen weiter zum Sachlichen. Nach der geistigen Aburteilung des zweiten Moltke und seines unheilvollen Gehilfen in der Marneschlacht, Hentsch, wandten wir uns als Theoretiker sehr bald dem Rezept zu. Der „Schlieffen-Plan“ war es, um den in der Weltkriegswissenschaft heiß gerungen wurde. War er falsch gewesen oder verfälscht worden? Seine Verwässerung sollte schuld an dem Scheitern des Herbstfeldzuges von 1914 in Frankreich gewesen sein.

Der bereits erwähnte General Mallerre sucht die Ursache dessen, daß damals der deutsche Plan, so bewundernswert vorbereitet, so siegesgewiß, gegen eine bereits halbgeschlagene Armee gescheitert sei, in tieferen Schichten, nämlich in einem angeblich der deutschen Seele eigentümlichen Versagen der Kraft, einer Schwäche, die auftritt, wenn der Deutsche zu seiner Überraschung einen Gegner tapferer, hartnäckiger, mörderischer, als man ihn ihm geschildert hat, finde. Wenn

er fühle, daß der versprochene Sieg zu teuer bezahlt werden müsse, dann finde der deutsche Soldat in seinen Nerven und in seiner soldatischen Haltung nicht den letzten Antrieb, der einen Franzosen fortreise und ihn die Viertelstunde länger durchhalten lasse, die notwendig sei, eine verzweifelte Lage wiederherzustellen.

Mit dieser Behauptung, über deren grundsätzliche Berechtigung hier nicht gestritten werden soll, versucht der französische Militärschriftsteller vom Logischen in das Psychologische vorzudringen und kommt damit dem Geheimnis von Sieg und Niederlage ohne Zweifel einen Schritt näher. Trifft doch das, womit er das Versagen der deutschen Heeresleitung in der Marneschlacht begründen zu sollen glaubt, in geradezu katastrophaler Auswirkung auf die französische Führung und Truppe in diesem Kriege zu.

Ebenso bequem wie die Suche nach dem Schuldigen ist die Entschuldigung mit der zahlenmäßigen Unterlegenheit, besonders, wenn bei an sich gleich starken Gegnern nicht festgestellt wird, was schuld daran ist. Gegen diese einfache Art, den deutschen Westsieg von 1940 zu erklären, wendet sich auch der zusammenfassende Wehrmachtsbericht vom 2. Juli 1940: „Diesen beispiellosen Sieg der deutschen Waffen hat die Welt mit Bewunderung, mit Erstaunen oder mit Schrecken, je nach ihrer Einstellung, verfolgt. Allen gemeinsam ist die Frage, wie derartige Erfolge und noch dazu in solch kurzer Zeit zu erklären sind? Wenn die ehemaligen Alliierten die Gründe in der deutschen zahlenmäßigen Überlegenheit zu suchen glauben, so entspricht das nicht der historischen Wahrheit. Wohl war die deutsche Luftwaffe zahlenmäßig wesentlich stärker als die der Alliierten. Das deutsche Westheer aber trat am 10. Mai zunächst mit einer geringeren Anzahl Divisionen zum Angriff an, als ihnen an französischen, englischen, belgischen und holländischen gegenüberstanden.“

Nicht anders verhält es sich mit der Behauptung der materiellen Unterlegenheit. Sicherlich war die Bewaffnung und Ausrüstung der Franzosen und ihrer Verbündeten in mancher Hinsicht veraltet, aber ihre schwere Artillerie war stärker an Kalibern und zahlreicher als die unsrige, ihre Kampfwagen waren zum Teil von schwererer Panzerung und Bewaffnung, ihre Panzerabwehrgeschütze hatten eine größere Durchschlagskraft, und ihre Jagdflugzeuge waren zwar langsamer, aber wendiger. Jedenfalls war die materielle Überlegenheit der Deutschen nicht ausschlaggebend. Es galt auch in diesem Waffengang das Wort Schlieffens über den „Krieg in der Gegenwart“: „Die Waffentechnik feierte ihre herrlichsten Triumphe. Eine Überlegenheit über die Gegner brachte sie niemand. Indem sie ihre kostbaren Gaben unter alle gleichmäßig und unparteiisch verteilte, bereitete sie allen die größten Schwierigkeiten und brachte ihnen die erheblichsten Nachteile. Wie man mit diesen wirkungsvollen Waffen seine Feinde niederstrecken und vernichten kann, war unschwer zu sagen; wie man dabei selbst der Vernichtung entgehen soll, das war ein nicht leicht zu lösendes Problem.“

Nun! Das deutsche Westheer von 1940 wurde mit jenen Schwierigkeiten fertig, überwand jene Nachteile und löste dieses Problem. Daß und wie es dies zuwege brachte, gehört mit zu den Ursachen seiner Erfolge, doch wird damit nur ein kleiner Zipfel von dem Schleier gelüftet, hinter dem sich das Geheimnis seines Sieges verbirgt. Das enthüllt uns ganz erst der vorher erwähnte abschließende Wehrmachtsbericht mit den Worten: „Die Gründe für die deutschen Erfolge sind dort zu suchen, wo Deutschlands Feinde unsere Schwäche zu sehen glaubten: in der revolutionären Dynamik des Dritten Reiches und seiner nationalsozialistischen Führung.“ Er sieht die unermessliche Steigerung der „zu allen Zeiten berühmten Leistung des deutschen Soldaten“ in der „das ganze geeinte Volk tragenden und bewegenden Idee“.

\*



ALEXANDER M. DARIUM VET. SVPERAT  
CA. SISIN. AC IL. PER. AR. PE. DI. C. M. EQ. VII  
VI. R. X. ALI. INTER. F. T. IS. MATRE. Q. Q. O. V. E.  
CON. IV. G. E. LIB. ER. IS. D. AR. II. REG. C. V. M. M. I. L. V. D.  
AM. P. L. IV. S. EQ. V. IT. IB. F. V. G. A. D. I. L. A. P. S. C. A. P. T. IS.





Der Augenblick des Sieges . . .  
Der Perseerkönig Darius wendet sich zur Flucht.

Im Verlaufe der Geschichte traten immer wieder, und zwar vornehmlich an den Wendepunkten der Zeiten, unüberwindliche Heere unter großen Feldherren auf den Plan.

Sie waren die Werkzeuge, oft aber auch die Träger oder geradezu die Formier- und Verbreiter der religiösen, politischen, sozialen Ideen, die entsprechend der Bewusstseinsstufe der Völker der neuen Epoche ihren Inhalt und ihr Ansehen gaben.

In der Bescheidenheit eines der Vorsehung Verpflichteten tat Bismarck einmal den Ausspruch, der große Mann sei immer nur so groß wie die Welle, die unter ihm brande. Sicherlich wollte er damit nicht sagen, daß jener nur ein von der Zeitbewegung Emporgetragener, nur das Geschöpf seiner Umwelt wäre. Eine solche, einer materialistischen Weltanschauung entsprechende Ansicht wird durch Bismarcks eigene Leistung wie auch die vieler anderer Großer — ich nenne hier nur Cromwell und Napoleon — widerlegt. Es ist vielmehr in Brennpunkten der Geschichte sogar so — unsere erlebte Gegenwart bezeugt dies —, daß der große Mann durch sein Wort und Wirken erst die Welle in Bewegung setzt, die ihn dann in immer rascherem und höherem Anschwellen nach oben trägt. Die Höhe und Dauer der Welle, die sein Werk ist, macht dann allerdings den Grad seiner Größe aus.

Der Antrieb dazu aber kommt aus dem schöpferischen Geiste. Der bläst wie ein Sturmwind in die Seelen der Menschen, die sich ihm öffnen, und facht dort Kräfte von ungewöhnlicher Stärke an. Sie werden dann zu Motoren der Politik und damit auch der Kriegsführung nach dem Lehrsatz

von Clausewitz: „Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie großartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg, und das kann bis zu der Höhe steigen, auf der der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt“, das heißt, in die Sprache Schlieffens übersetzt, wo die völlige Vernichtung des Gegners in der Waffentrennung angestrebt wird.

\*

Dem entspricht dann auch eine neuartige Bildung der Streitmacht, wodurch wehrhafte Kräfte nach Zahl und Wert entbunden werden, wovor jeder Widerstand vergeblich erscheint. Der aufs Ganze und Ausschließliche gerichteten Seelenverfassung, die solchen Zeitbewegungen ihre Stosskraft gibt, entspringt der rücksichtslose Einsatz der Kräfte zur Erzwingung der kriegerischen Entscheidung. Der Angriffsschwung des neuen Kriegerturns, von dem jeder Gegner überrannt wird, wird unterstützt durch bisher ungebräuchliche Kriegsmethoden und Kampfmittel, die auch auf diesen Gebieten von einer neuen Zeit künden.

Die neuen Zeiten lösen alles Starrgewordene. Und so steigen aus der Masse ihrer Zeitgenossen auch große Generale und Feldherren hervor, die, frei von alten Vorurteilen und geistigen Gebundenheiten, neue Wege der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung suchen und in der neuen Richtung mit revolutionierender Latkraft und Kühnheit weiterschreiten.

Und solchen Feldherren ist eines gemeinsam: Sie fühlen sich ganz als Werkzeuge eines Höheren, als Kämpfer für ihre





... im Mittelpunkt der Alexanderschlacht.  
Alexander der Große verfolgt den geschlagenen Feind.

Idee. Ihr Glaube daran wird zum Glauben an ihre persönliche Aufgabe, an ihre göttliche Sendung. Der überträgt sich, mit magischer Kraft Vertrauen erweckend, auf ihre Soldaten und wirkt Schrecken verbreitend auf die Gegner zurück. Mit ihren Bataillonen ist Gott.

Die Autorität dieser Soldatenführer braucht nicht den äußerlichen Prunk: Cromwell trägt nichts als den roten Rock seiner Dragoner unter schwarzem Panzer, Napoleon den grauen Mantel zum einfachen, ungeschmückten Zweispitz.

Der Mythos umstrahlt schließlich ihre Gestalt. In ihnen verkörpert sich der Kriegsgott selbst. Feldherr und Heer verwachsen in eins. Damit hält der große Mann die Macht in seinen Händen. Ringsum beugen sich die Völker, und er gestaltet die Umwelt nach seinem Willen, das heißt nach der Idee, die ihn treibt, und dem Bilde, das er im Busen trägt.

\*

Ist es, nachdem sich uns im Lichte der Historie das Geheimnis des Sieges enthüllt hat\*, noch notwendig, näher aus-

\*) Der vorstehende Aufsatz ist ein Auszug aus einem Vortrag über „Das Geheimnis des Sieges“, den General der Infanterie W. Müff anlässlich der Jahrestagung 1941 der Eisenhütte Oberschlesien hielt. Raum-mangel verbot leider die ungekürzte Veröffentlichung. Wir haben uns daher auf die Wiedergabe der Gedanken beschränkt, die um die philosophische Deutung des „Geheimnisses“ kreisen. Nicht aufgenommen werden konnten die vier außerordentlich reizvollen und beweiskräftigen praktischen Beispiele, die der Verfasser anführt und aus denen er seine grundsätzlichen Schlussfolgerungen ableitet. Leser, die sich für den ungekürzten Vortrag interessieren, seien auf den im Verlag Stahlseisen, Düsseldorf, Breite Straße 27, erschienenen und dort erhältlichen Sonderdruck verwiesen.

zuführen, wo die Gründe für unsere eigenen Erfolge zu suchen sind? Stehen wir doch mitten im Erlebnis des Aufstieges einer großen Zeitbewegung, deren nationale und soziale Ideengewalt das ganze deutsche Volk ergriffen hat und zum Träger seines Staates geworden ist, ja weit über seine Grenzen hinausflutet. Sehen wir doch den Schöpfer dieser Idee, den Urheber dieser Bewegung als Führer am Ruder des Staates und als Feldherrn an der Spitze seiner Wehrmacht stehen.

Es ist schon so, wie es der Wehrmachtsbericht vom 2. Juli 1940 verkündete: In der revolutionären Dynamik des Dritten Reiches und seiner nationalsozialistischen Führung sind die Gründe unserer Siege auch auf den Schlachtfeldern zu suchen. Sie haben alle soldatischen Kräfte unseres Volkes entbunden, haben seiner Wehrmacht neue Waffen und Führungsgrundsätze gegeben, haben sie — und das ist das Entscheidende — mit dem Bewußtsein ihrer geschichtlichen Aufgabe erfüllt.

Unter ihren raschen und wuchtigen Schlägen sanken die Festlandstrabanten Englands einer nach dem anderen, selbst das alte glorreiche Frankreich, in den Staub, erbebt das meer- und weltbeherrschende Albion in seinen Grundfesten. Die Machtstellung des europäischen Westens, begründet auf den geistigen, politischen und wirtschaftlichen Gedanken und Kräften seiner Revolutionen, zerbricht unter den Stößen eines Volkes in Waffen, das erfüllt ist von dem Glauben, daß in ihm der Führer in ein neues Zeitalter, das goldene, tausend-jährige, gegen eine in den Schoß der Geschichte zurücksinkende Epoche erstanden sei.

\*

Doch der Deutschen Schicksal ist ihre Mittellage zwischen West und Ost. Seitdem es ein Deutschland als Raum, ein Reich als deutsche Aufgabe gibt, standen sie politisch im Kampf, geistig in der Auseinandersetzung mit West und Ost.

Bevor noch die letzte Entscheidung im Westen gefallen ist, begann im Osten eine neue große Auseinandersetzung, ebenfalls ein Kampf von weltumgestaltender Bedeutung, aber viel gewaltiger und gefährlicher als jener gegen den Westen. Denn hier stießen in elementarer Wucht zwei revolutionäre Bewegungen von stärkster innerer Dynamik und unter gleich entschlossener und rücksichtsloser Führung gegeneinander. Wir haben ihren furchtbaren Zusammenprall auf den weiten Schlachtfeldern vom Eismeer bis zum Schwarzen Meere erlebt.

Drüben im unermesslichen, alten russischen Raum auf der Scheide zwischen Europa und Asien war in ungeheurerlicher Verquickung westlicher-inflektualistischer Fortschrittsanbetung und asiatisch-asketischer Mystik die soziale Utopie von der Diktatur des Proletariats durch den Bolschewismus Lenins der Verwirklichung zugeführt worden. Dieser Leninismus bedeutet aber nach den Worten Stalins nicht etwa nur die Anwendung des Marxismus auf die eigenartigen Verhältnisse Rußlands, sondern er sei der Marxismus der Epoche des Imperialismus und der proletarischen Revolution überhaupt und damit eine Angelegenheit von internationaler Bedeutung und Wirkung. Im Schmelztiegel des von ihnen als höheren Menschentypus gepriesenen Kollektivmenschen schufen Lenin und sein Nachfolger Stalin eine neue Organisationsform des menschlichen Daseins. Neu, und für Rußland doch alt, kündete doch schon lange eine Volkslegende der russischen Bauern das Herannahen einer Zeit, da das „Tier ohne Namen“ die Herrschaft über Rußland antreten werde, jenes Tier, das darum namenlos sei, weil es aus unzählbaren Vielen bestehen werde. Nun war es da, dieses „Tier ohne Namen“, und hat sein Reich aufgerichtet, das Reich des Massenmenschen.

Unter der Diktatur des Proletariats, die in Wahrheit die Diktatur einer fanatischen und aktivistischen Auslese — und auf sie kommt es immer nur an — ist, wurden im sowjetrussischen Raum materielle Kräfte von bisher unvorstellbarem Ausmaß entwickelt.

Damit bewaffnet und von Jahr zu Jahr stärker werdend, stand jenes „Tier ohne Namen“ im Rücken Europas, bereit anzutreten, wie es ein bolschewistischer Dichter in apokalyptischer Begeisterung besingt:

„Millionenfösig: ein Leib. Das Pflaster kracht.  
Millionenmassen: ein Heer, ein Wille, ein Tritt!  
Gleichschritt! Gleichschritt!  
Sie marschieren an. Sie marschieren an.  
Marsch, marsch!“

Was werden wird, ist dunkel; wie die Welt sich wieder gestalten wird, ist verborgen; aber das Alte ist vergangen, und etwas Neues muß werden.

Was wir tun müssen, ist keinem verborgen: Wir müssen das Rechte und Redliche tun. Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum laßt uns wacker sein!

Eines aber geht mich an, eines weiß ich, daß ich das Meine tun und eher untergehen soll, als mich einer fremden Macht blind ergeben. Die Vorsehung geht mit dem All der Dinge und mit dem Menschengeschlechte ihren ewig dunklen Weg, den ich nimmer verstehen werde. Aber auch in meine Hand ist eine Vorsehung gegeben; wenn ich für das Allgemeine empfinde, handle, strebe, so fühle ich auch in mir, wie klein oder groß ich sei, eine Kraft, welche das Weltchicksal ändern kann. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüftet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt. Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung!

Ernst Moritz Arndt.

anzutreten also, um über seine Völker die Revolution des Leninismus zu tragen und die Herrschaft einer brutalen Despotie über eine atomisierte Masse gott- und seelenloser, entpersönlichter Menschen aufzurichten.

Ist doch der Leninismus nichts anderes als die Verwirklichung dessen, was der große russische Dichter Dostojewski in seinem Roman „Die Dämonen“ den Verschwörer Schigaleff als Gesellschaftsform der Zukunft, als neue Weltordnung festsetzen läßt: die Aufteilung der Menschheit in zwei ungleiche Teile. „Der kleinere Teil, etwa ein Zehntel der Gesamtheit“, so führt er aus, „erhält allein die persönliche Freiheit und das unbeschränkte Recht über die anderen neun Zehntel. Diese sollen ihre Persönlichkeit vollkommen einbüßen und zu einer Art Herde werden, um bei grenzenlosem Gehorsam durch eine Reihe von Wiedergeburt die ursprüngliche Unschuld neu zu gewinnen, etwa in der Form des alten Paradieses, wenn sie auch, nebenbei bemerkt, werden arbeiten müssen.“

Nun, im Sowjetstaat haben wir dieses Paradies vor Augen.

Diesem „Tier ohne Namen“, das drohend bereitstand, Europa zu verschlingen, ist unser Führer zugekommen. Er hat ihm nicht nur des neuen Deutschlands bewaffnete Macht entgegengeworfen, sondern auch die Kraft seiner nationalsozialistischen Idee. Beide haben sich als besser und deshalb als überlegen erwiesen. Sie haben Europa gerettet.

Und so ist uns eines gewiß: Seit des mittelalterlichen Kaiserreiches Herrlichkeit fließt der Strom neuer, echter Lebensformen zum erstenmal wieder aus der europäischen Mitte, aus deutschem Raum und Volk. Er hat uns in den letzten Jahren auf seinen Wellen emporgetragen. Wie die Fahrt in die Zukunft weitergehen wird, wissen wir nicht. Wir bekennen uns aber als Nationalsozialisten und deutsche Soldaten zu dem Vorsehungsglauben unseres Führers und Obersten Kriegsherrn in seiner Neujahrsbotschaft 1941: „Wir, die wir die Geschichte dieser Zeit erleben, können uns des Eindruckes nicht erwehren, daß das Walten der Vorsehung stärker ist als die Absicht und der Wille einzelner Menschen. Die Götter schlagen nicht nur die zu ihrem Verderben Bestimmten mit Blindheit, sondern zwingen auch die von der Vorsehung Berufenen, Ziele zu erstreben, die zunächst oft weit außerhalb ihres ursprünglichen eigenen Wunsches liegen.“

Das letzte Ziel, das uns vom Schicksal gesteckt ist, steht heute deutlich und unverrückbar vor uns. Es ist die alte Aufgabe des deutschen Volkes: die überwältigende Ordnungsidee auf der festen Grundlage eines geeinten, starken Großdeutschlands.

Der Glaube an diese Sendung ist das Geheimnis unserer bisherigen Siege und gibt uns das Vertrauen auf den Endsieg.



Ein Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung bricht an.  
Mit Sturmbooten geht es im Morgengrauen des 22. Juni 1941 über den russischen Grenzfluß.

Lichtbild: PK-Schödl-Weltbild.

## Die Kriegsergebnisse des Jahres 1941.

Ein Rückblick von Hauptmann Dr. Wilh. Ritter v. Schramm.

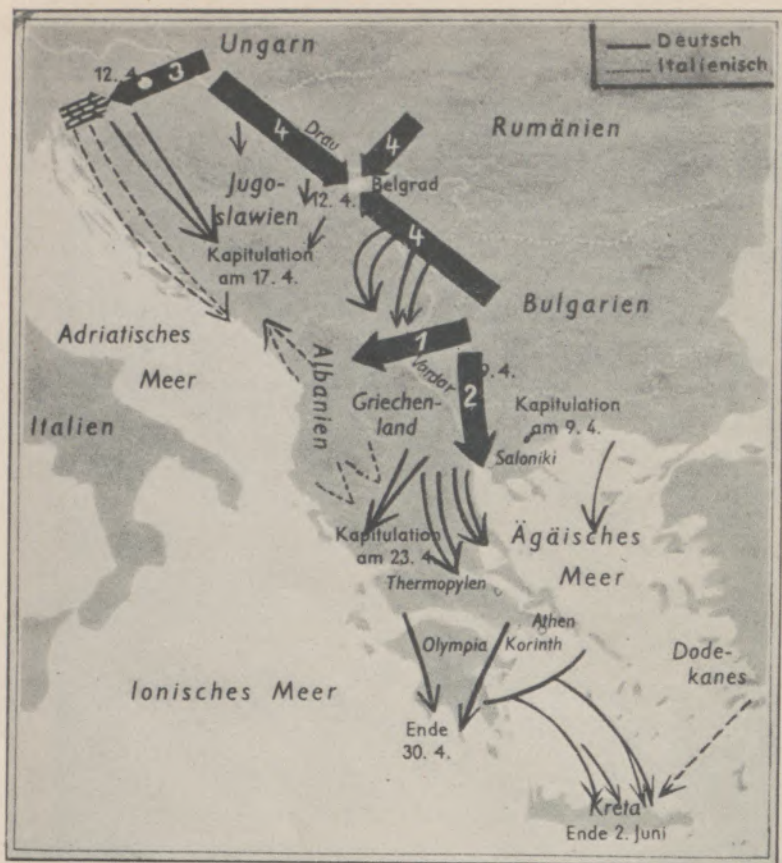
Das Kriegsjahr 1941 ist mit kriegerischen Ereignissen angefüllt bis zum Rande. Es unterscheidet sich dadurch wesentlich von den vorausgegangenen, die durch kurze Feldzüge und lange Kampfpausen gekennzeichnet waren, und bedeutet damit den bisherigen Höhepunkt des soldatischen Einsatzes und zugleich auch den der deutschen militärischen Erfolge. Es ist das bisher größte Kampfsjahr der deutschen Wehrmacht.

Zu Beginn des Jahres 1941 war Deutschland unbestritten die siegreiche Vormacht des Kontinents. Es war im Frühjahr 1940 der englischen Landung in Norwegen rechtzeitig zuvorgekommen und hatte damit die nördliche Flanke Europas endgültig gegen englische Übergriffe gesichert; es hatte bald danach auch den stärksten und bis dahin am gefährlichsten erscheinenden Gegner zu Lande, Frankreich, in einem triumphalen Feldzug von nur sechs Wochen niedergeworfen und zur Waffenstreckung gezwungen, dabei gleichzeitig die Engländer ins Meer werfend und auf ihre Insel zurücktreibend — seitdem beherrschte die deutsche Wehrmacht auch die gesamte Kanal- und Atlantikküste bis zur spanischen Grenze und verfügte damit über wichtige Operationsbasen für seine Luft- und Seestreitkräfte. Nachdem es sich so im Norden und Westen freie Hand geschaffen hatte, vermochte es sich nun mit ganzer Kraft auch dem Südosten und Osten Europas zuzuwenden.

Adolf Hitler, der Staatsmann und Feldherr, dem ein glückliches Schicksal in diesen entscheidenden Jahren die Führung des von ihm geschaffenen Großdeutschen Reiches und seiner Wehrmacht verlieh, wandte nach Beendigung des Westfeldzugs bald seine ganze Aufmerksamkeit der Ordnung im Balkanraume zu. Dort war nach Vereinigung der zwischen Ungarn und Rumänien schwebenden territorialen Fragen nur noch Griechenland in der Front der Feinde und damit das letzte europäische Sprungbrett Englands.

Es war der Auftakt zu einer entscheidenden Neuordnung des Balkans, als am 2. März deutsche Truppen in Bulgarien, dem alten Verbündeten aus dem Weltkrieg, einmarschierten. Auch die militärischen Beziehungen zu Ungarn und Rumänien waren im Zuge der Befriedung des Balkans immer enger gestaltet worden. So wurde systematisch auch der europäische Südosten gesichert. Im Zuge dieser Sicherung wurden auch erfolgversprechende Verhandlungen mit Jugoslawien geführt, immer nach dem Grundsatz, daß die Politik der Wehrmacht die besten und günstigsten Voraussetzungen zu schaffen habe für den Fall, daß einmal zum Waffengang angetreten werden müsse.

Es war nicht deutsche Schuld, daß sich dieser Waffengang auf dem Balkan trotzdem nicht hat vermeiden lassen. Schuld daran waren die Mächenschaften Englands und der Vereinigten Staaten in Griechenland — dem eine gewaltige Unterstützung vorgespiegelt wurde — und vor allem auch in Jugoslawien. Die Wühlarbeit der Sowjets kam dort hinzu, wie sich herausstellen sollte. Die dramatischen Ereignisse, die schließlich zum Kriege führten, sind noch in frischer Erinnerung: zunächst der Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt am 25. März, drei Tage später der Generalsputsch in Belgrad und der gewaltsame Sturz der Regierung Tschetkowsch, die diesen Beitritt in Wien unterzeichnet hatte, die Mobilisierung der jugoslawischen Wehrmacht unter dem triumphierenden Beifall Englands und dann schon am 6. April das blitzschnelle Zuschlagen des deutschen Schwertes — zu einem Zeitpunkt also, da es noch keiner der Gegner erwartet hatte. Was als Anfang der deutschen Vernichtung gedacht war, das wurde in kürzester Zeit zu einem vollkommenen Sieg des Reiches und führte zu einer Neuordnung Europas auch auf dem gesamten Balkan.



Zeichnung: Dieberich.

#### Der Balkanfeldzug.

Die Karte zeigt die vier großen Schnitte, mit denen die deutsche Wehrmacht die gegnerischen Streitkräfte voneinander trennte, um sie einzeln zu vernichten. Der erste Schnitt trennte die jugoslawische Wehrmacht von der griechischen, der zweite veranlaßte die östlich von Saloniki stehende griechische Armee zu kapitulieren, der dritte stellte wie der erste die Verbindung der deutschen und der italienischen Streitkräfte her und zerschlug die jugoslawische Nordarmee. Der vierte vernichtete weitere serbische Divisionen und zwang die Trümmer in den serbischen Kessel, wo sie kapitulierten. Dann begann die große Verfolgungsschlacht durch Griechenland und den Peloponnes gegen das britische Landungs-korps, die mit dem kriegsgeschichtlich einmaligen Sprung auf die Insel Kreta endete.

Der Balkanfeldzug hat nur vom 6. April bis zum 2. Juni gedauert. Er wurde, in drei Abschnitte gegliedert, geradezu ein Schulbeispiel für klassische Operationen, sowohl in seiner Gesamtplanung wie in seiner Durchführung ebenso einfach wie genial und ebenso kühn wie vollkommen durchdacht. Auf schwierigem Gelände und in denkbar kurzer Zeit wurde nicht nur die vollkommene Niederwerfung der beiden Festlandsgegner Serbien und Griechenland erreicht, sondern am Ende auch der englische Feind empfindlich getroffen und mit der Eroberung Kretas endgültig vom europäischen Festland vertrieben. Mit dieser Eroberung erhielt die deutsche Wehrmacht auch die Kontrolle über die Zugänge vom Mittelländischen nach dem Schwarzen Meer — für die weiteren kriegerischen Ereignisse noch des gleichen Jahres sollte sich das als von großer Bedeutung erweisen.

Die einzelnen Phasen des Balkanfeldzugs sind bekannt: Aus Bulgarien nach Süden und Westen vorstößend, erreichten die deutschen Truppen, vor allem Gebirgsjäger und starke Panzerverbände, die Trennung des jugoslawischen von dem griechischen Heere ebenso rasch wie den Fall von Saloniki, nachdem sie den Durchbruch durch die Metaxaslinie erzwungen hatten. Damit wurden auch die griechischen Kräfte in Thrazien abgeschnürt. Der Sturmarsch der Panzergruppe von Kleist aus der Gegend von Sofia bis nach Belgrad, das gleichzeitig von Nordwesten her in die Bange genommen wurde, gehört ebenfalls zu den kühnsten Taten der Kriegsgeschichte und zeitigte schon sechs Tage nach Kampfbeginn den Fall der jugoslawischen Hauptstadt. Vier Tage später mußte die im Raume um Sarajewo eingeschlossene 2. jugoslawische

Armee die Waffen strecken und tags darauf auch die gesamte jugoslawische Wehrmacht. Für die Serben und ihre Vorkämpfer war das ein schreckliches Erwachen.

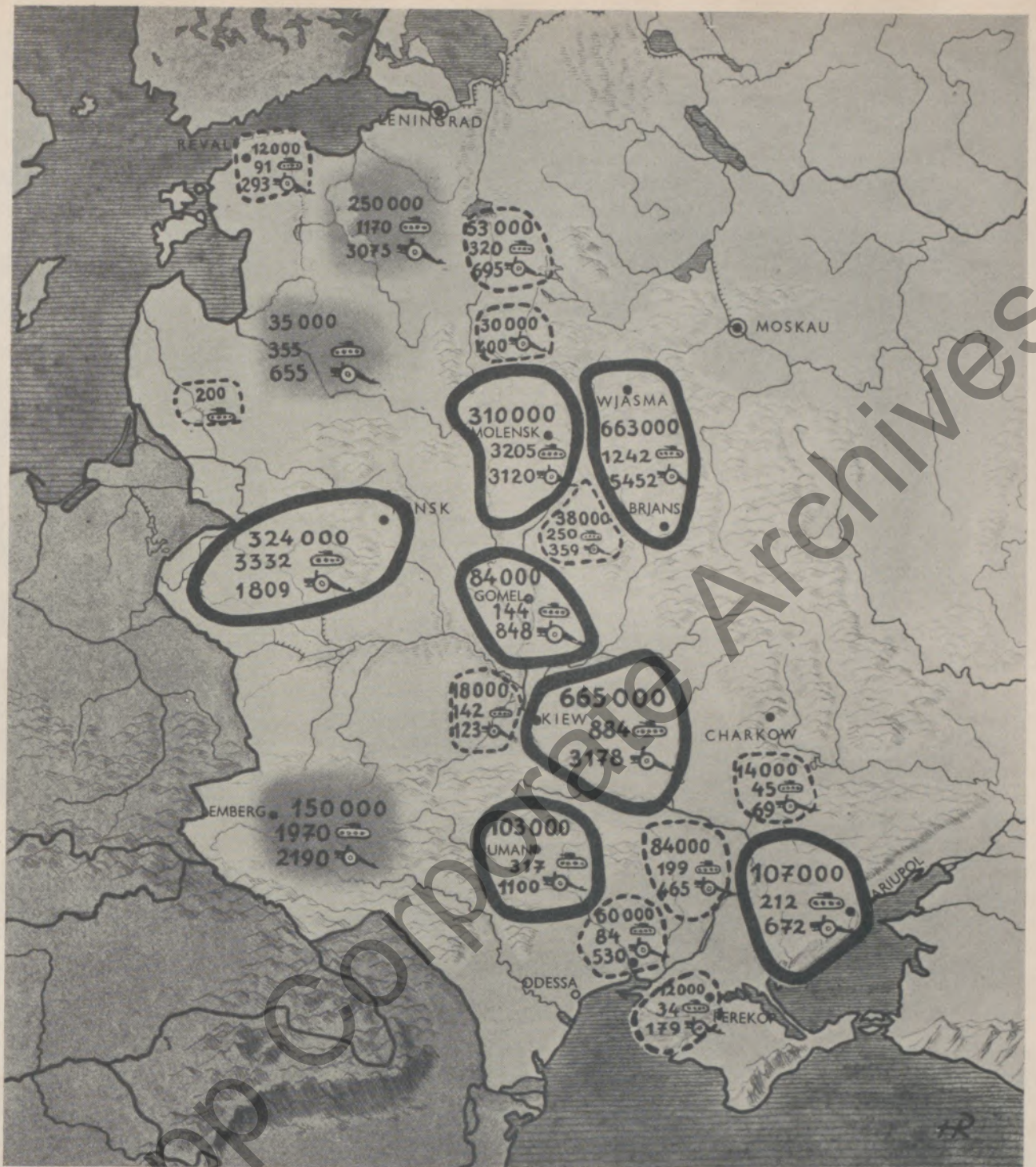
Der Feldzug in Griechenland, gegen das sich nun die gesammelte Kraft der deutschen und italienischen Truppen wenden konnte, war nicht minder erfolgreich. Er brachte zwar viele Schwierigkeiten des unwegsamen Landes, aber zugleich die willkommene Auseinandersetzung mit dem dort kämpfenden englischen Gegner und erwies die unbestrittene Überlegenheit des deutschen Soldaten, gegen den sich die verbündeten Briten und Griechen nicht zu behaupten vermochten. Am 22. April mußte die griechische Epirus- und Mazedonienarmee bedingungslos kapitulieren, am 23. fiel die als uneinnehmbar geltende Stellung bei den Thermopylen, und am 27. April war Athen in deutscher Hand und gleichzeitig der Übergang auf den Peloponnes erzwungen. Schon am 2. Mai befanden sich auf dem griechischen Festland keine kämpfenden Briten mehr. Nach einer Atempause von wenigen Wochen, die noch die Befestigung der wichtigsten griechischen Inseln brachte, begann die große Aktion gegen Kreta, ein besonders einzigartiges Ereignis der Kriegsgeschichte. Denn bekanntlich wurde sie zunächst allein von deutschen Fallschirmjägern und Luftlandtruppen durchgeführt. Nachdem sich diese des Ostteils der Insel bemächtigt und die Luftwaffe gegen die englische Flotte hart zugeschlagen hatte, wurden weitere Kräfte, auch Italiener von Osten her, gelandet. Am 2. Juni war ganz Kreta nach harten Kämpfen in unserer Hand. Der deutsche Soldat hatte wieder Unvergleichliches geleistet.

Inzwischen war aber im Osten Europas ein neues Gewitter heraufgezogen. Schon die durchaus eindeutigen Vereinbarungen, die die Generalsclique in Belgrad kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten mit Sowjetrußland getroffen, und dessen Verhalten im Balkankonflikt gegenüber Ungarn hatten gezeigt, daß man mit einer wirklichen Neutralität, geschweige denn Freundschaft der Sowjetrußen nicht rechnen konnte. Sie hatten im Gegenteil nach der leichten Erwerbung des östlichen Polen einen unerfüllbaren Appetit auf immer größere Teile Europas bewiesen: Estland, Lettland und Litauen waren ihnen ebenso wie das rumänische Bessarabien zum Opfer gefallen, als sie Deutschland und seine Wehrmacht noch im Westen gebunden wußten. Im Spätjahr 1940 streckten sie auch ihre Hand nach Finnland aus. Wenn dieses Land nach tapferster Gegenwehr gegen den weit überlegenen Feind den Frieden mit dem Verlust vergleichsweise kleinerer Gebietsteile erkaufen konnte, dann war das wohl in erster Linie der deutschen Staatskunst zu verdanken. Indessen war gerade im Falle Finnlands und bei den Besprechungen Molotows mit dem Führer in Berlin die ganze Größe der bolschewistischen Gefahr für Europa ebenso offenbar geworden wie die immer mehr zunehmenden Rüstungen und Kriegsvorbereitungen an der Ostgrenze des Deutschen Reiches.

Erst die Ostoperationen sind dieser Gefahr endgültig begegnet. Sie haben in ihrem Verlauf vollends offenbar gemacht, welch ein lebensgefährlicher Feind für Europa, ja für die Welt in dem zum Kriege entschlossenen Bolschewismus erwachsen war. Der finnische Feldzug, in dem er offenbar nur einen kleinen Teil seiner Machtmittel zum Einsatz brachte, um den Gesamtumfang seiner gigantischen Rüstungen nicht zu entschleiern, ließ seine Kampfkraft eher zu klein erscheinen — erst die gewaltigen Schläge, die er von unserer Wehrmacht dann hinnehmen mußte, haben mit der Größe der deutschen Siege zugleich auch den schier unvorstellbaren Umfang seiner Kriegsvorbereitungen offenbart.

Der deutsche Angriff vom 22. Juni 1941 geschah also in letzter Stunde. Vorher wußte wohl nur ein einziger Mann um die ganze unerbittliche Notwendigkeit dieses Feldzugs: der Führer und Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht. Er zog ebenso klar und unerbittlich daraus die nötigen

In den sieben großen Vernichtungsschlachten Bialystok-Minsk, Smolensk, Uman, Gomel, Kiew, am Asowschen Meer und Brjansk-Wjasma verlor die Sowjetunion ihre besten Armeen und den größten Teil ihrer Panzer und Geschütze. In diesen Schlachten wurden allein Gefangene in der Stärke von 150 vollen Divisionen eingebracht. Die Verluste des Feindes an Toten sind etwa gleich hoch, an einzelnen Stellen übertrafen sie noch weit die Gefangenenzahlen. Die erbeuteten oder vernichteten Geschütze entsprechen der Ausstattung von mehr als 335 Artillerieregimentern. Die Panzer, die den Verbündeten in die Hände fielen, sind die Ausrüstung von fast 40 Panzerregimentern. Neben diesen Vernichtungsschlachten sind die Räume angegeben, in denen der Feind in zahllosen einzelnen Gefechten und Schlachten größere geschlossene Verbände verlor.

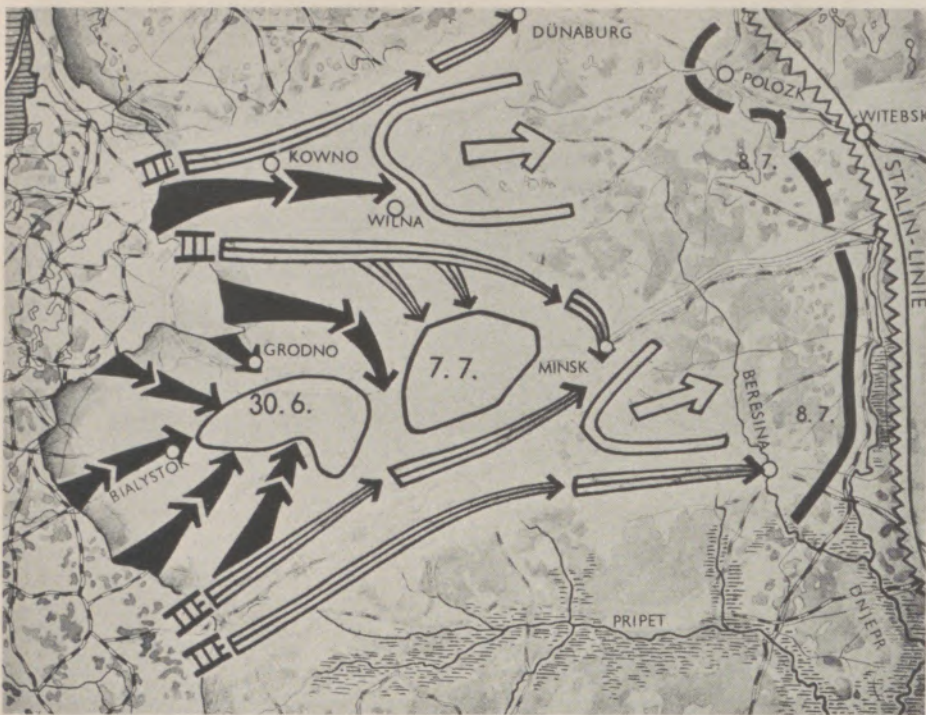


Konsequenzen. Dem deutschen Volk wie der gesamten Welt wurden nach dem 22. Juni im Verlauf der deutschen Vernichtungsschlachten die Augen darüber geöffnet, in welcher Gefahr das Abendland und seine gesamte natürliche Weltordnung geschwebt hatte. Durch den überraschenden Angriff konnte die sowjetische Panzer- und Menschenwalze ebenso schwer entscheidend angeschlagen werden, bevor sie sich noch gegen die deutschen Grenzen in Bewegung setzen konnte, wie die Armada von bolschewistischen Flugzeugen, die wahrhaft die Sonne hätten verdunkeln können.

Der Verlauf des Ostfeldzugs bis zum heutigen Tag umfaßt eine Reihe von Großschlachten, die fast sämtlich mit deutschen Vernichtungssiegen endigten. Er gliedert sich auf der gesamten Front, die heute vom Weissen bis hinunter zum Schwarzen Meere reicht, in vier deutlich bestimmte Phasen: in die überraschende Durchstoßung der sowjetischen Grenzbefestigungen noch Ende Juni, in den Durchbruch durch die Stalinlinie, der auf der gesamten Front Anfang und Mitte Juli gelang, des weiteren in die Periode der eigentlichen großen Vernichtungsschlachten im freien Operationsraum des östlichen Landes, den man im wesentlichen gegen Ende Juli gewonnen hatte — dieser Zeitraum reicht etwa bis Mitte

Oktober —, und schließlich in die Zeit der Kampfhandlungen nach Eintritt des russischen Winters, der im wesentlichen durch harte Stellungskämpfe und erbitterte Abwehrschlachten gekennzeichnet ist.

Die Vernichtungsschlachten des Ostfeldzugs, von denen wir sieben der größten zählen können, begannen bereits dicht hinter der Grenze mit der von Bialystok-Minsk; sie fanden ihre Fortsetzung in der gewaltigen Einkreisung von Smolensk, in den Umfassungsschlachten von Uman und Gomel und steigerten sich schließlich zu den beispiellosen Vernichtungssiegen ostwärts von Kiew und dem von Wjasma-Brjansk, in denen jedesmal über 600,000 Sowjetoldaten gefangen genommen werden konnten. Solche Siege sind bisher einzigartig in der Kriegsgeschichte. Auch zwischen Dnjepr und Asowschem Meer konnten in diesem Zeitraum in einer Vernichtungsschlacht weit über 100,000 Gefangene eingebracht werden. So war die Gesamtzahl der Gefangenen und der Beute aus den Kämpfen des Ostfeldzugs bis gegen die Jahreswende nach alten Begriffen ganz ungeheuerlich; sie betrug, wie der Führer in seiner Reichstagsrede mitteilen konnte, bis zum 1. Dezember über 3,800,000 Gefangene, 21,391 vernichtete oder erbeutete Panzer, 32,541 Geschütze und 17,322 Flugzeuge.



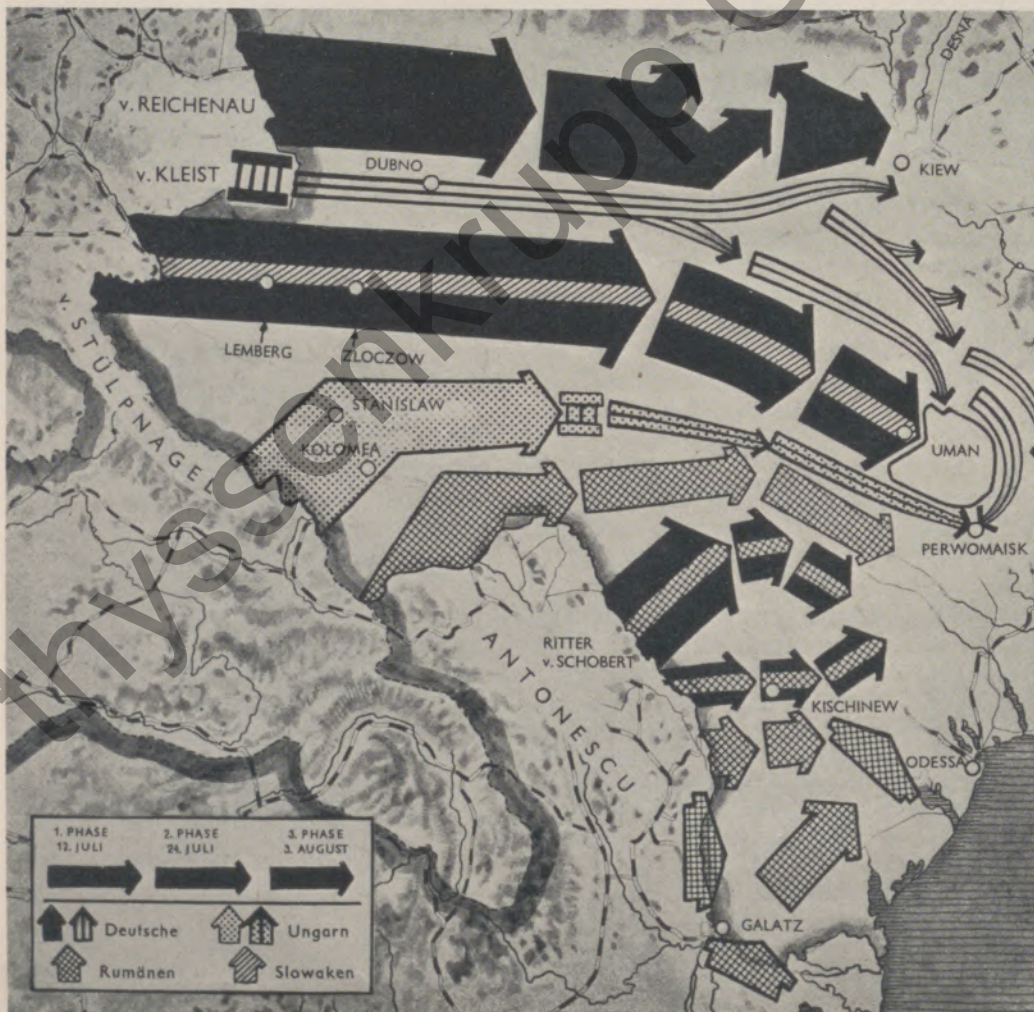
### Die Doppelschlacht von Bialystok und Minsk.

Der erste große Schlag trifft die Heeresgruppe des Marschalls Limoschenko, die beim Angriff auf Europa den Schwerpunkt bilden sollte. Aus dem mittleren Teil des Generalgouvernements stoßen Panzer- und motorisierte Divisionen in nordostwärtiger Richtung in die Gegend Minsk und südlich vor. Aus Ostpreußen führte ein weiterer Stoß Schneller Verbände nach Osten, um dann nach Süden auf Minsk einzudrehen. Zwischen den in die Gegend Minsk gerichteten Angriffen der motorisierten Verbände sind gleichzeitig Infanteriedivisionen über die Grenze vorgebrochen, haben den Feind in härtesten Kämpfen überall geworfen und immer mehr zusammengedrängt. Am 25. Juni ist bereits zu erkennen, daß die Operation glücken wird. Die Schnellen Verbände haben in wahrhaft kühnem Vorstoß bis zu 250 Kilometer Raum gewonnen. Der konzentrische Angriff der Infanteriedivisionen ist planmäßig verlaufen. Nachdem am 28. Juni südlich Minsk der Ring geschlossen ist, steht die Vernichtung der umzingelten Sowjetdivisionen fest. Am 30. Juni ist der Kessel ostwärts Bialystok, am 7. Juli der westlich Minsk aufgegeben. Die bisher größte Material- und doppelseitige Umfassungsschlacht der Kriegsgeschichte ist beendet.



### Die Schlacht von Smolensk.

Die durch die Stalinlinie beiderseits Mogilew durchgebrochenen deutschen Divisionen treffen überall auf stärksten Widerstand der in der Masse noch ungeschwächten Armeen Limoschenkos. Trotzdem gelingt es, die Durchbruchstellen überall nach Osten zu erweitern. Wichtig für die weitere Entwicklung der Schlacht ist der Stoßkeil, den Schnelle Verbände beiderseits der Straße Orscha-Smolensk durch die feindlichen Divisionen hindurch auf Smolensk vortreiben. Die trotz dauernder Kämpfe in Gewaltmärschen folgenden Infanteriedivisionen schirmen die Flanken ab und kreisen die von den Schnellen Divisionen durchgebrochenen und in einzelne Teile zerschlagenen Sowjetarmeen ein. In einer Breite von 250 Kilometer und einer Tiefe von 150 Kilometer tobt die Schlacht vier Wochen lang. Am 28. Juli ist ostwärts Smolensk der Ring geschlossen, am 4. August südostwärts Smolensk der letzte Kessel aufgegeben. Die zweite Vernichtungsschlacht des Feldzuges gibt neben der personellen und materiellen Schwächung des Feindes die Voraussetzung für die Oktoberoffensive.



### Die Operationen bis zur Schlacht von Uman.

Schon in den ersten Tagen des Feldzuges gelingt der Heeresgruppe überall der Durchbruch durch die Befestigungen, die westlich Lemberg besonders stark und modern sind. Die Stadt selbst wird am 30. Juni genommen. Am 2. Juli beginnt der Angriff der deutschen und rumänischen Truppen aus der oberen Moldau heraus. Die Operationen bekommen ihre entscheidende Wendung, als Schnelle Verbände der Panzergruppe Kleist die Stalinlinie durchbrochen haben und am 12. Juli vor Kiew stehen. Jetzt drehen die Armeen Schober und von Stülpnagel gemeinsam mit rumänischen und ungarischen Divisionen nach Süden ein. Am 16. Juli nehmen deutsche und rumänische Truppen die bessarabische Hauptstadt Kischinew. Budjennys Versuch, starke Teile seiner Armeen herauszuziehen, mißlingt. Immer wieder stoßen deutsche Divisionen tief in die Rückzugsbewegungen hinein und treiben schließlich die 6. und 12. sowie starke Teile der 18. sowjetischen Armee in dem Raum zwischen Uman und Perwomaisk zusammen. Am 3. August ist die völlige Einkesselung vollzogen, als von Westen vorstoßende ungarische motorisierte Verbände den von Nordosten angreifenden deutschen Panzertuppen in Pergomaisk die Hand reichen. Die Vernichtung von 25 sowjetischen Schützen-, Panzer- und Gebirgsdivisionen ist am 8. August beendet.

Die große Schlacht bei Kiew.

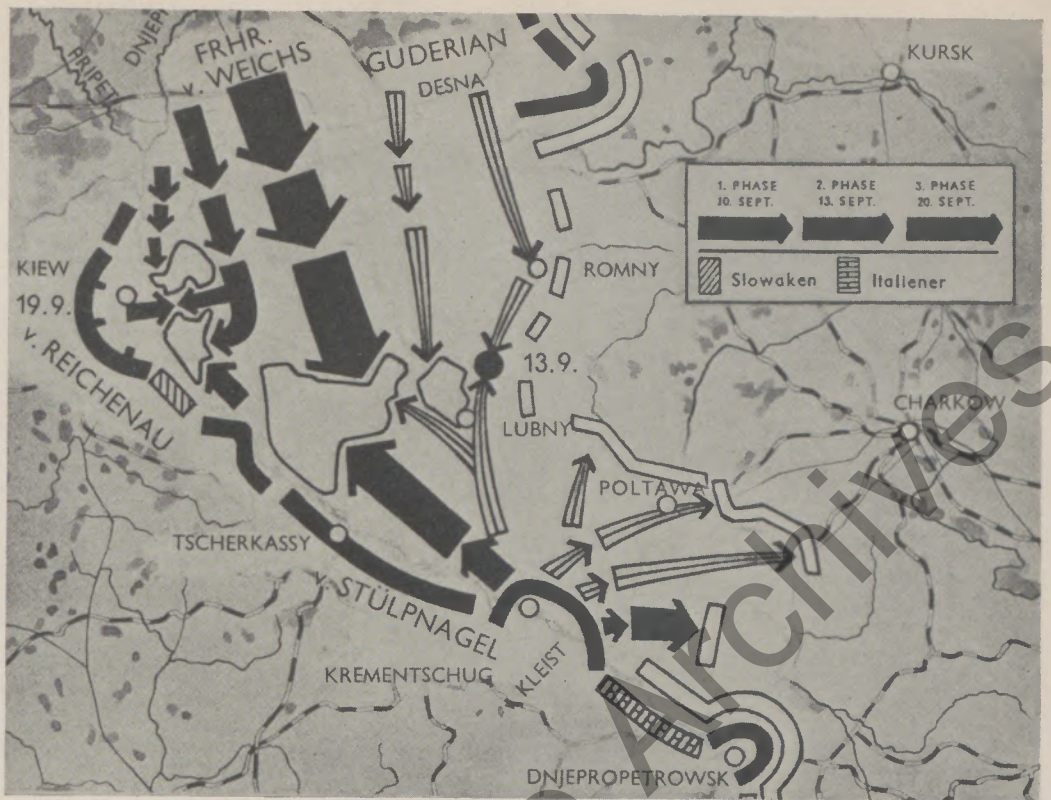
10. September: Im Norden hat die Armee Weichs in breiter Front die Desna überschritten und befindet sich im zügigen Angriff nach Süden. Teile der Panzerarmee Guderian sind 70 Kilometer über die Desna bis Romny vorgestoßen. Drei Tage später: In 120 Kilometer Breite ist beiderseits Krementschug der Dnjepr überschritten. Schnelle Truppen der Panzerarmee Kleist haben sich zwischen Lubny und Romny mit den von Norden kommenden Panzerkräften vereinigt. Das große Wagnis ist geglückt. Westlich Kiew hat die Armee Reichenau die starken Befestigungen durchbrochen, am 19. September die Stadt genommen, den Dnjepr überwunden und sich am Tage darauf mit den von Norden vorstößenden Truppen vereinigt. In konzentrischen Angriffen von Norden, Osten und Südosten sind zahllose Sowjetdivisionen im Raum südostwärts Kiew eingeschlossen, die ebenso ihrer Vernichtung entgegengehen wie der ostwärts eingekesselte Feind. Alle Ausbruchsversuche scheitern. Am 26. September ist die Schlacht zu Ende. Die seltene Operation einer doppelseitigen Umfassung ist zum zweitenmal in diesem Feldzug geglückt. Fünf sowjetische Armeen mit mehr als fünfzig Divisionen existieren nicht mehr. Die Dnjeprverteidigung des Feindes ist erledigt.

Die Schlacht am Asowschen Meer.

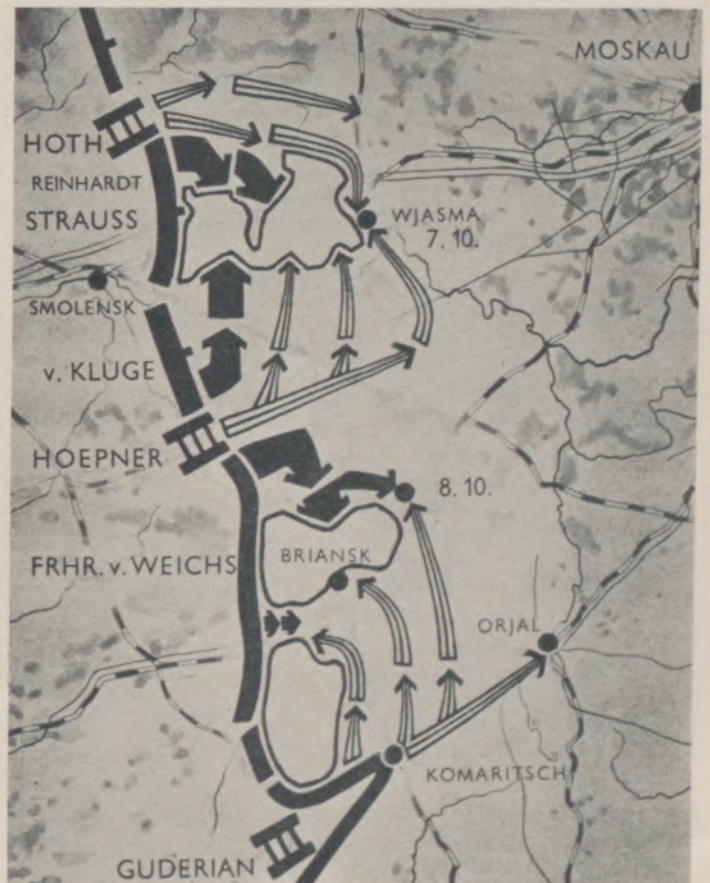
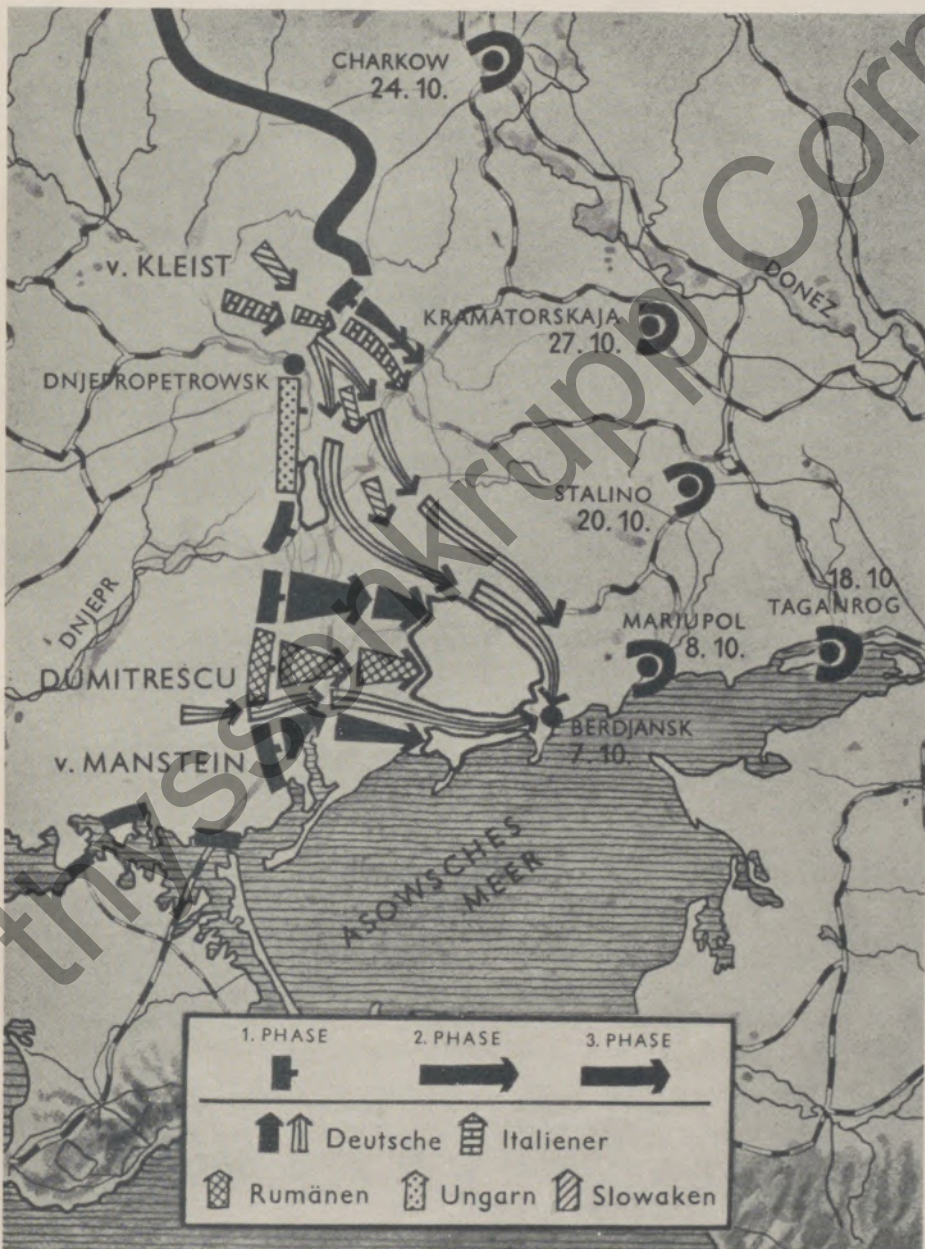
Aus dem nach der Schlacht von Kiew erweiterten Brückenkopf von Dnjepropetrowsk stößt die Panzerarmee Kleist — verstärkt durch italienische, ungarische und slowakische Truppen — nach Süden und Südosten vor. Gleichzeitig gehen die Armeen Manstein und Dumitrescu zwischen Asowschem Meer und Dnjepr frontal gegen die 9. sowjetische Armee vor und schlagen sie bei und nördlich Melitopol. Am 7. Oktober vereinen sich nördlich von Berdjansk Teile der Panzerarmee mit einem motorisierten Verband der Waffen-SS, der aus der Gegend Melitopol entlang der Küste nach Osten vorgebrochen ist. Damit sind die Reste der geschlagenen 9. und die gefamete 18. sowjetische Armee umzingelt. Drei Tage lang wird der Kessel von allen Seiten angegriffen. Dann sind die eingeschlossenen Divisionen vernichtet oder gefangenengenommen. Die Schlacht am Asowschen Meer beseitigt die letzte planmäßige Verteidigung des Donezbeckens und öffnet damit das Tor zu diesem bedeutenden Industriegebiet.

Die Doppelschlacht von Brjansk und Wjasma.

Vor der Heeresgruppe des Generals von Bock hat Timoschenko seine besten Armeen eingesetzt, um den drohenden Vorstoß in das Moskauer Industriegebiet unmöglich zu machen. Am 2. Ok-



tober beginnt eine der großartigsten Operationen der Kriegsgeschichte. In einem breiten Durchbruch durch die sowjetischen Stellungen südostwärts Smolensk wird die feindliche Front in zwei Teile zerrissen. Nach dem Durchbruch drehen Infanteriedivisionen der Armee Weichs nach Süden ein, während Panzer und motorisierte Divisionen der Panzerarmee Hoepner gemeinsam mit Divisionen der Armee Kluge nach Norden mit rechtem Flügel auf Wjasma angreifen. Gleichzeitig erfolgt nordostwärts Smolensk der Durchbruch der Panzerarmeen Hoth und Reinhardt und der Armee Strauß. Die Masse der Divisionen dreht nach Süden ein. Am 7. Oktober reichen sich in der Gegend von Wjasma Verbände der Panzerarmeen Hoepner und Hoth die Hand und schließen so mehrere Armeen westlich der Stadt ein. Bei beginnender Offensive steht die Panzerarmee Guderian südlich Brjansk. In kühnem Vorstoß wird am 3. Oktober der wichtige Eisenbahn- und Verkehrsknotenpunkt Drel genommen. Nachfolgende Divisionen biegen vorher nach Norden und dann in weiterem Verlauf der Schlacht später zum Teil nach Westen ab. Ihr rechter Flügel trifft am 8. Oktober in der Gegend von Chisdra mit Teilen der Armee Weichs zusammen, die aus nordwestlicher Richtung angegriffen haben. Damit sind im Raum um Brjansk mehrere feindliche Armeen eingeschlossen, die dann in zwei Kessel getrennt und zer schlagen werden. Marschall Timoschenko verliert auf dem 350 Kilometer breiten und 100 Kilometer tiefen Schlachtfeld 67 Schützen-, 6 Kavallerie-, 7 Panzerdivisionen und 6 Panzerbrigaden. Die letzten vollkampftätigen Armeen der Sowjetunion sind ausgelöscht. Das erste Ziel der großen Offensive ist erreicht.





Der Feldzug gegen die Sowjetunion, der am 22. Juni begann, übertrifft in seinen räumlichen Ausmaßen alle bisherigen Feldzüge des jetzigen Krieges zusammengekommen. In kaum viereinhalb Monaten sind Gebiete besetzt worden, die über eineinhalb Millionen Quadratkilometer umfassen. Auf unserer Karte sind die in den bisherigen Feldzügen besetzten Gebiete gesondert eingezeichnet: Polen 190 000 Quadratkilometer, Norwegen 324 000 Quadratkilometer, Niederlande 34 000 Quadratkilometer, Belgien 30 000 Quadratkilometer, besetztes Frankreich 311 000 Quadratkilometer, Feldzug auf dem Balkan einschließlich Griechenland und Kreta 377 000 Quadratkilometer. Ein Quadrat auf der Karte entspricht 10 000 Quadratkilometer.

Rechts: An den Trümmern der Sowjetpanzer vorbei geht der deutsche Vormarsch.

Lichtbild: Kriegsberichterstatter Günther Thiede.

Im Verlauf der Ostoperationen haben wir einen Raum gewonnen, der die Gewinne sämtlicher Feldzüge seit 1939 überschreitet. Wir haben damit zugleich die Kornkammer der Sowjetunion, die Ukraine, besetzt und einen großen Teil der sowjetischen Erzgruben und Rüstungsindustrien in unsere Gewalt gebracht. Der Raum, den wir in den vergangenen Monaten erobert haben, ist freilich so groß, daß der Nachschub besonderer Leistungen und zusätzlicher Organisationen bedarf, die die Anspannung aller Versorgungstruppen in hohem Maße erfordert; er sichert uns aber auch eine Beweglichkeit, die uns die Operationen nach unserem Ermessen erleichtert.

Es wäre überhaupt falsch, bei einem Überblick über den Ost-

feldzug nur die gewaltigen Angriffserfolge der deutschen Truppen herauszustellen — ebenso groß ist die Leistung vor allem des deutschen Heeres bei der Abwehr der anhaltenden bolschewistischen Gegenangriffe, vor allem im harten russischen Winter. Es muß dabei festgehalten werden, daß es von Anfang an und auf allen Frontabschnitten immer wieder kürzere oder längere Zeitabschnitte gab, in denen der Feind ohne Rücksicht auf blutige Opfer versuchte, uns aufzuhalten oder zurückzuwerfen. Diese Angriffe bestimmen vor allem die jüngste Phase der Kämpfe in Sowjetrußland seit dem Einbruch des Winters. Aber gerade in diesen Kämpfen beweisen die deutschen Truppen den größten und unüberwindlichen Heroismus gegen eine an manchen Stellen noch immer erdrückende Übermacht. Was sie überhaupt an Strapazen in Sowjetrußland auf sich genommen haben, das kann erst einmal in einem Gedicht von der Größe des Nibelungenliedes geschildert werden.

Siege und Abwehr wurden und werden im Osten hart erkämpft. Sie sind das Verdienst des deutschen Soldaten wie das seiner Verbündeten, die mit ihm zur Niederringung des bolschewistischen Weltfeinds angetreten sind: der Ungarn und Slowaken, Rumänen und Italiener, die mit uns auf dem Südschnitt kämpfen, ebenso der Finnen im Norden in den Sümpfen und Wäldern Kareliens und, nicht zu vergessen, auch der Freiwilligenverbände der Norweger, Dänen, Holländer, Flamen, Spanier und Franzosen. Wenn sich auch die blutigen Verluste im Osten, an der Größe der Erfolge gemessen, noch in erträglichen Grenzen gehalten haben, so sind doch die Anstrengungen jedes einzelnen Soldaten beispiellos gewesen und sind es heute im strengen Winter erst recht. Auch der Widerstand des Feindes wie sein Fanatismus waren und sind sehr viel zäher als in jedem vorausgegangenen Feldzug. Was schließlich die Sowjets an Hinterhältigkeiten und Grausamkeiten verübten, ist einer der dunkelsten Abschnitte neuerer Kriegsgeschichte.

Der Kampf gegen den Bolschewismus war an der Jahreswende noch nicht zu Ende. Er ist in einen Stellungskrieg übergegangen, dessen Merkmal seit Wochen harte, ja erbitterte Abwehrkämpfe sind. Die Sowjets kämpfen verzweifelt und haben wohl Grund dazu. So stellt sich das deutsche Ostheer heute den Kämpfern des Weltkriegs ebenbürtig an die Seite. Es erträgt die harten Strapazen des östlichen Winters und führt zugleich weiter den Kampf gegen den fanatischsten Feind, mit dem wir bisher gerungen haben. Indem der deutsche Soldat auch in diesen Monaten der Abwehr weiter den Gegner vernichtet, schafft er in selbstloser Pflichterfüllung neue und, wie man wohl hoffen kann, günstige Voraussetzungen für die weiteren Operationen.

Das Jahr 1941 war vor allem ein Jahr des Heeres: In diesem Zeitraum haben die deutschen Truppen auf der Erde das Größte geleistet, was bisher in diesem Kriege von ihnen gefordert wurde. Vor allem die Truppen im Osten und vor allem dort die Infanterie stehen seit dem 22. Juni ununterbrochen im Kampf, ohne eine größere Ruhepause zu haben.

Indessen ist im Jahre 1941 auch von den beiden anderen Wehrmachtteilen: Luftwaffe und Kriegsmarine, Entscheidendes geleistet worden. Die Kameraden in der Luft haben sich überall für das Heer als Bahnbrecher großer Erfolge erwiesen, auf dem Balkan wie im Osten. Den Kampf gegen England und seine Versorgungsschiffahrt haben sie das ganze Jahr über erfolgreich weitergeführt. Eine Versorgung mit Munition wie mit Nachschub wäre bei den unbeschreiblichen Straßenverhältnissen und gewaltigen Entfernungen im Osten wie in Afrika ohne die Luftwaffe oft gar nicht denkbar gewesen.

Leider hat diese unsere Luftwaffe gegen Ende des Jahres auch unersehbare Verluste durch den Tod zweier ihrer besten Flieger erlitten: der Generalluftzeugmeister, Generaloberst Udet, und der beste Jagdflieger der Welt, Oberst Mölders, wurden ihnen durch tragische Unglücksfälle entzogen.







thyssenkrupp Corporate Archives



Lichtbild: Scheel-Bilderdienst Luftwaffe.

### Luftbild von Leningrad mit Nevamündung.

Links: MG.-Schüsse eines deutschen Kampfflugzeuges im feindlichen Scheinwerfer. Lichtbild: Kriegsberichtler Günther Thiede.

Die deutsche Kriegsmarine hat im Kriegsjahr 1941 große und wichtige Aufgaben erfüllt. Auch sie führte den Kampf gegen England mit starken Erfolgen weiter und fügte dem Feind im Atlantik wie auch im Mittelmeer schwere Verluste zu. So versenkte sie den größten englischen Schlachtkreuzer „Hood“, freilich dabei auch das Schlachtschiff „Bismarck“ zum heroischen Opfer bringend, und das englische Schlachtschiff „Barham“ und unterstützte die Operationen des deutschen Ostheeres vor allem in der Ostsee so erfolgreich, daß dort die sowjetrussische Flotte überhaupt nicht zum Zuge kommen

konnte. An der glücklichen Besitzergreifung der baltischen Inseln war sie hervorragend beteiligt. Auch im Mittelmeer haben deutsche U-Boote erfolgreich operiert. Im Verlauf des ganzen Jahres 1941 wurden insgesamt durch Über- und Unterwasserstreitkräfte der Kriegsmarine und durch die Luftwaffe über 6,8 Millionen Bruttoregistertonnen feindlichen oder dem Feinde dienstbaren Handelsschiffsraums versenkt.

Zu Ende des Jahres 1941 stand die Welt auf einmal vor einer völlig neuen und veränderten Situation. Denn am 8. Dezember war die Geduld der Japaner gegenüber den Ver-



Eberl Bilderdienst.

Hafen und Keede von Alexandria, aufgenommen von einem deutschen Fernaufklärer.

einigten Staaten nach langen Verhandlungen zu Ende. Von einem Tag auf den andern bekam die weltstrategische Lage ein neues Gesicht, nachdem die Japaner überraschend zuschlugen und die amerikanische Pazifikflotte sogleich vernichtend trafen. Noch im alten Jahre hat Japan die Engländer aus Hongkong vertrieben und sowohl auf Malaya wie auf den Philippinen und im gesamten Raum des Südchinesischen Meeres entscheidende Erfolge angebahnt. Nach der Zerstörung oder Wegnahme der amerikanischen Flottenstützpunkte im mittleren und westlichen Pazifik haben sich die Japaner die Herrschaft auf See im Fernen Osten erkämpft und das gleiche auch in der Luft erreichen könnten. Während diese Zeilen geschrieben werden, nähern sie sich bereits Singapur.

Im Jahre 1941, und zwar zu Ende dieses entscheidenden Zeitraums, ist ein neuer Weltkrieg ausgebrochen, umfassender und gewaltiger als der erste. Das Großdeutsche Reich und Italien haben die Konsequenzen aus der jahrelangen Feindschaft der Vereinigten Staaten gezogen und haben diesen den Krieg erklärt, die anderen Mitglieder des Dreimächtepakts sind dem gefolgt, bevor die Rüstung drüben noch auf vollen Touren laufen konnte. So haben die Amerikaner ebenso wie die Engländer den Zweifrontenkrieg, den sie uns allein zugedacht hatten. Sie haben beide inzwischen in Ostasien schon so viel an Land, Truppen und Prestige verloren, daß es unwahrscheinlich bleibt, wie sie alles dort wiedergewinnen wollen.

Es gibt noch einen Krieg, auf den die Engländer im Jahre 1941 ihre ganz besondere Hoffnung setzen wollten: den Krieg in Afrika. Aber auch dieser, der gleichfalls harte Abwehr für die deutschen Afrikatruppen wie für die verbündeten italienischen Streitkräfte bedeutet, hat nicht die erhoffte Entlastung gebracht — im Gegenteil. Mit einer er-

drückenden Übermacht an Menschen und Material, die die Engländer dort mit amerikanischer Hilfe zum Einfaß brachten, haben sie zu Ende des Jahres nur wiedergewinnen können, was sie im gleichen Jahr schon einmal erobert zu haben glaubten, bevor sie General Rommel mit seinen Panzern und in Gemeinschaft mit italienischen Verbänden an die ägyptische Grenze zurückgeworfen hatte. Heute ist es aber schon wieder derselbe General Rommel, seit dem 30. Januar Generaloberst, der die Briten neuerdings unter empfindlichen Materialverlusten zurückgeschlagen und Bengasi wiedergewonnen hat. Aber Indien, Neuseeland und Australien werden den afrikanischen Kriegsschauplatz jetzt nicht mehr unbegrenzt nähren können.

Nach den Erfolgen und Ergebnissen des Kriegsjahrs 1941 blicken wir mit entschlossenen Augen nach 1942 voraus. Wir sehen mit festem Herzen den weiteren Entscheidungen entgegen. Gerade die Jahreswende hat durch das großartige Ergebnis der zusätzlichen Wollsammlung für die deutschen Truppen im Osten die innere Geschlossenheit des Reiches und Volkes gezeigt. Diese Entschlossenheit wird uns weiter stärken und unsere Wehrmacht zu neuen Taten besflügeln. Wir wollen noch nicht an das Ende denken, sondern an den Krieg. Dies ist jetzt unser Gesetz, unser Auftrag, unsere Erfüllung. Aus ihm, den wir mit ganzem Herzen erleben und führen wie in den vergangenen Jahren, wird das siegreiche Ende mit Notwendigkeit auferstehen. Was aber bisher geschah und an einzigartigen Erfolgen an allen Fronten errungen wurde, das danken wir Gott und nächst den Leistungen aller deutschen Soldaten dem Manne, der nun seit vielen erfolgreichen Jahren das Reich zur Größe und die deutsche Wehrmacht nach großen, weit vorausschauenden Plänen von einem Siege zum andern führt.

(Abgeschlossen am 25. Januar 1942.)



Landung deutscher Truppen in Hanko (Finnland) 1918. Lichtbild: Sammlung Geisler.

Im Frühjahr 1918 halfen deutsche Soldaten unter General von der Goltz Finnland vom Bolschewistenterror zu befreien; zwischen dem Einmarsch der Rotarmisten und ihrer Vertreibung aus Finnland lagen damals nur knappe drei Monate. Heute kämpfen die Finnen unter dem gleichen Führer wie vor 23 Jahren, General Mannerheim, wieder an Deutschlands Seite gegen den alten Feind.

## Sowjetrußland – „die unvollendete Aufgabe“.

Englands Verhältnis zum Sowjetstaat im Urteil Winston Churchills 1917 bis 1941.

Von Dr. R. Kutsch.

In der Ukraine erschienen die Deutschen als Befreier und wurden spontan als solche begrüßt, nicht allein von der Bevölkerung im allgemeinen, sondern sogar von jenen Elementen, die der deutschen Invasion Rußlands am feindlichsten gegenüberstanden. Die kleinste Dosis von Kommunismus erzeugt in jeder Bevölkerung den Wunsch, jede andere Form — und sei es die härteste — zivilisierter Gewalt willkommen zu heißen. Mit dem Einzug der deutschen Pickelhauben wurde das Leben wieder erträglich; man brauchte sich nur zu unterwerfen, Ruhe zu halten und zu gehorchen, dann vollzog sich alles reibungslos und zweckmäßig. Besser der eisenbeschlagene Stiefelabsatz des fremden Soldaten als die rastlose Verfolgung durch eine Priesterkaste von Strolchen und Fanatikern.“

Diese Darstellung von der Aufnahme der deutschen Truppen in der Ukraine verdanken wir einem wohlunterrichteten und keineswegs der Deutschfreundlichkeit verdächtigen Beobachter. Allerdings sind inzwischen aus den Pickelhauben Stahlhelme geworden. Der oben zitierte Bericht beschreibt nämlich nicht die Vorgänge in der Ukraine, deren Zeugen wir heute, im Jahre 1941, waren, sondern den Einmarsch deutscher Truppen am Schwarzen und Asowschen Meer im Frühjahr 1918; er ist dem letzten Band von Winston Churchills fünfbandigem Werk „Weltkrisis“ entnommen, in dem der gegenwärtige britische Premierminister — mehr journalistisch glänzend als politisch klug, wie uns heute scheinen will — seine amtlichen und privaten Erfahrungen und Ansichten über den gesamten Weltkrieg und die Nachkriegsjahre preisgegeben hat\*.

Diese fünf umfangreichen Bände berichten vieles, was in einer geradlinigen Beziehung zur heutigen Auseinandersetzung steht. So fehlt es darin auch nicht an eingehenden Urteilen über den sowjetischen Bürgerkrieg und den Bolschewismus, die an Deutlichkeit der Ablehnung nichts zu wünschen übriglassen und wert sind, gerade heute beachtet zu werden.

Die Abneigung gegen das Sowjetsystem erschien Anhängern wie Feinden Churchills lange Jahre hindurch als das einzig Feststehende seines vieldeutigen, sprunghaften politischen Charakters. Als er daher seit 1934 — mit offenem Hinweis auf das militärisch erstarkende nationalsozialistische Deutschland — zu fordern begann: „Der Wiederanschluß der Sowjetunion an das westeuropäische (Bündnis-)System ist notwendig!“, wirkte dieser Umschlag geradezu alarmierend und hat viel dazu beigetragen, das Mißtrauen der englischen öffentlichen Meinung gegen Deutschland zu steigern und bis zur Kriegswilligkeit zu erhitzen. Als das englisch-französische Werben um Stalins Bundesgenossenschaft im Herbst 1939 abgewiesen wurde, fiel Churchill wieder in den alten Ton heftiger Abneigung gegen Sowjetrußland zurück. Wenn er sich trotzdem an jenem denkwürdigen 22. Juni 1941 ohne Zögern entschloß, mit Stalin zu paktieren, so zeigte er damit, daß sein alter Vernichtungswille gegen Deutschland noch glühender ist als sein alter Haß gegen den Kommunismus. Der größere Haß, die größere Furcht haben gesiegt!

Daß Churchills Wendung zu den Sowjets aber nur halb und berechnend ist — mit der Möglichkeit zu sofortigem diplomatischem Rückzug, in der ja die traditionelle Stärke britischer Politik liegt —, geht aus Churchills Worten in

\* W. E. Churchill: „Nach dem Kriege.“ Amalthea-Verlag, Wien 1929.



Lichtbild: Archiv Wolfgang Schade.

### Alexander Kerenski

begann als Rechtsanwalt, wurde Dumaabgeordneter, 1917 Kriegsminister und Ministerpräsident der provisorischen Regierung, nach Niederwerfung des Juliaufstandes der Bolschewiken Diktator. Obgleich Kerenski ententefreundlich war und durch seine große Sommeroffensive gegen Deutschland den Alliierten einen unschätzbaren Dienst leistete, unterstützten diese heimlich seinen Gegenspieler Kornilow, der die weiße Südwestarmee führte. Es gelang Kerenski zwar, den Putsch Kornilows niederzuschlagen, aber die vorübergehende Annäherung an die Bolschewisten, zu der er dabei gezwungen war, beraubte ihn der Sympathien seiner bisherigen Anhänger. Anfang November 1917 wurde Kerenski ohne Mühe von Lenin gestürzt; der Kommunismus trat seine Herrschaft an. Kerenski lebt noch heute in USA. ein Schattendasein.

seiner Rundfunkrede vom 22. Juni 1941, in der er seine Zuhörer für die Sowjethilfe erwärmen wollte, hervor: „Niemand war ein größerer Gegner des Kommunismus als ich in den letzten fünfundsanzig Jahren. Ich nehme heute kein Wort zurück von dem, was ich darüber gesagt habe!“ Hinter diesen Worten leuchtet bereits der zukünftige Verrat Englands, der — man möchte fast sagen naturnotwendig — den Sowjetstaat treffen wird, sobald er völlig zerschmettert und nicht mehr fähig zur Hilfeleistung ist; der gleiche Verrat, der vor kaum einem Vierteljahrhundert das Zarenreich getroffen hat.

Dem schon einmal, 1914 bis 1917, hat Rußland die Rolle des britischen Festlanddegens übernommen, bis es, durch seine gewaltigen Entlastungsoffensiven für die Westmächte erschöpft, zu Boden sank — eine leichte Beute der tödlichen Lehren Lenins<sup>6</sup>. Damals hat England den gestürzten Bundesgenossen nach lauer Hilfe dem Bolschewismus überlassen, ja ihn sogar seiner Retter von außen beraubt.

In seinem Bände „Nach dem Kriege“ — den Churchill

<sup>6</sup> Daß Rußland im Weltkrieg dazu mißbraucht wurde, sich ohne Rücksicht auf eigene Verluste und Mißerfolge für die britisch-französischen Interessen aufzuopfern, bestätigt u. a. ungewollt, aber deutlich Buchanan, der damalige britische Botschafter in St. Petersburg, in seinen „My Mission to Russia“ betitelt und 1923 veröffentlichten Erinnerungen. Er schreibt hier wörtlich: „Infolge des erzwungenen Rückzuges der verbündeten Armeen an der Westfront war der französische Botschafter beauftragt worden, auf die russische Regierung zu drücken, daß die Offensive in Ostpreußen beschleunigt würde. Nach der Meinung der besten russischen Generale war eine solche Offensive verfrüht und zum Mißlingen verdammt. Die Transportschwierigkeiten waren fürchterlich. Aber Rußland konnte sich natürlich den Bitten seines Verbündeten gegenüber, dessen Hauptstadt vom Feinde bedroht war, nicht taub stellen, und Samsonoffs Armee erhielt den Befehl zum Vormarsch. Das Ergebnis war die Schlacht bei Tannenberg.“

als vierundfünfzigjähriger Privatmann ohne begründete Aussicht, noch einmal eine verantwortliche Rolle in der britischen Politik zu spielen, in seinem Landhaus in Chartwell niederschrieb und im Frühjahr 1929 veröffentlichte — finden wir diese beiden Tatsachen so nachdrücklich betont, daß wir im wesentlichen nur dieser Darstellung, vor allem in dem symbolhaft „Die unvollendete Aufgabe“ benannten Kapitel, zu folgen brauchen. Es enthüllt sich uns dabei viel vom innersten Wesen britischer Realpolitik — doppelt einprägsam, da Churchill selbst es uns mit dichterischem Schwung nahebringt.

\*

Im Anfang seines Kapitels „Rußland verloren“ beschreibt Churchill die Lage Rußlands bei Ausbruch der Revolution nach der Abdankung des Zaren am 15. März 1917 mit folgenden Sätzen:

„Rußland war am Wege liegen geblieben, und durch seinen Sturz hatte sich seine Identität verändert; eine Erscheinung, die sich von allem unterschied, was man bisher auf Erden gesehen, stand an der Stelle des alten Verbündeten. Man erblickte einen Staat ohne Nation, eine Armee ohne Land, eine Religion ohne Gott. Die Regierung, welche behauptete, das neue Rußland darzustellen, entsprang der Revolution und wurde vom Schrecken genährt... Sie hatte erklärt, daß zwischen ihr und der nichtkommunistischen Gesellschaft guter Glaube weder in öffentlichen noch in privaten Angelegenheiten bestehen könne und daß keinerlei Vereinbarungen eingehalten werden müßten. Sie hatte alle Schulden und jedes Guthaben Rußlands für null und nichtig erklärt; gerade als das Schwierigste überwunden war, als der Sieg sichtbar wurde, als die Früchte unerhörter Opfer in greifbarer Nähe erschienen, wurde das alte Rußland niedergeschlagen, und an seiner Stelle herrschte die namenlose Bestie, die in den russischen Legenden seit langer Zeit vorausgesagt war. So wurde das russische Volk um Sieg, Ehre, Freiheit, Friede und Brot betrogen. Es gab kein Rußland mehr im Räte der Verbündeten — nur ein Abgrund gähnte, der zum Unheil der Menschheit noch immer besteht.“

Auch an zahlreichen anderen Stellen beschreibt Churchill diese Zeit, da „Rußland zu Boden fiel, bei lebendigem Leibe wie einst Herodes von Würmern zerfressen“, in glühenden, vom Abscheu gegen Lenins System geprägten Worten. Seine Sätze über Lenin mögen für vieles stehen:

„Lenin hat seine Spur hinterlassen. Er hat seinen Platz erobert, und in bezug auf Lebensvernichtung von Männern und Frauen kann es kein asiatischer Eroberer, kein Tamerlan oder Dschingis-Khan mit seinem Ruhme aufnehmen. Sein Zweck, die Welt zu erlösen, seine Methode, sie in die Luft zu sprengen... Eine Million Menschen zu vertilgen, ganze Gesellschaftsklassen auf die Proskriptionsliste zu setzen, die Flamme des Bürgerkrieges in jedem Lande zu entfachen, mit dessen unvermeidlichen Folgen der Vernichtung des Wohlstandes ganzer Nationen — bedeuteten für ihn köstliche Abstraktionen.“

Die Frage, die sich an diesen Stellen aufdrängt, ist die: Was hat England damals, als der Bürgerkrieg zwischen Weiß und Rot noch nicht zugunsten der Bolschewiken entschieden war, getan, um seinem wertvollen Verbündeten — kein Volk hat im Weltkrieg größere Verluste gehabt als das Zarenreich bei seinen großen Entlastungsoffensiven für die Westmächte — in seinem Todeskampfe beizustehen? Die Antwort gibt Churchill in voller Klarheit: Nichts!

Als Kerenski, der „mißglückte Napoleon der Russischen Revolution“, das letzte Bollwerk gegen den radikalen Bolschewismus, im November 1917 von Lenin gestürzt worden war, nachdem er in der großen mißlungenen Sommeroffensive durch ungeheure Blutopfer den Alliierten an der Westfront noch einmal eine Aktempause erkämpft hatte, ließ England seine Sache sofort fallen — gab allerdings ihm selbst die

Möglichkeit, nach England zu fliehen. Churchill berichtet über Kerenskis Zusammenbruch sehr sachlich:

„... Kerenski, der an die Front geeilt war, um verlässlich gebliebene Truppen zu sammeln, wurde durch eine Proklamation Lenins abgesetzt und unterlag bei seiner Rückkehr in einem Straßenkampf gegen die Meuterer. Seine letzten Verteidiger waren Frauen und Kinder. Ein Frauenbataillon und die Kadetten der Militärschule verharren ohne Wanken auf ihrem Posten. Die Kadetten wurden erschossen und die Frauen geschändet, soweit dies von den neuen gesetzgebenden Intelligenzen für notwendig befunden wurde. Worauf der britische Appellationshof beschloß, daß für unseren Hausgebrauch die Sowjetregierung vom 14. November 1917 an als de-facto-Regierung zu betrachten sei.“

England hatte den Bolschewismus also vorläufig sanktioniert. Es war eine empfindliche Niederlage der Alliierten, daß trotzdem bereits vier Tage später die Bolschewiken Deutschland mit Friedensvorschlägen angingen, am 2. Dezember 1917 an der ganzen ungeheuren russischen Front das Feuer einstellten und in Verhandlungen eintraten, die zum Frieden von Brest-Litowsk führten.

Die inner-russischen Zustände während dieser Zeit kennzeichnet Churchill:

„Alles brach zusammen, alles löste sich auf, alles verfiel in allgemeinem Geschwätz und herannahendem Geschüßfeuer, und aus der Anarchie erhob sich als einzige geschlossene fürchterliche Einheit und Tatsache der bolschewistische Hanswurst.“

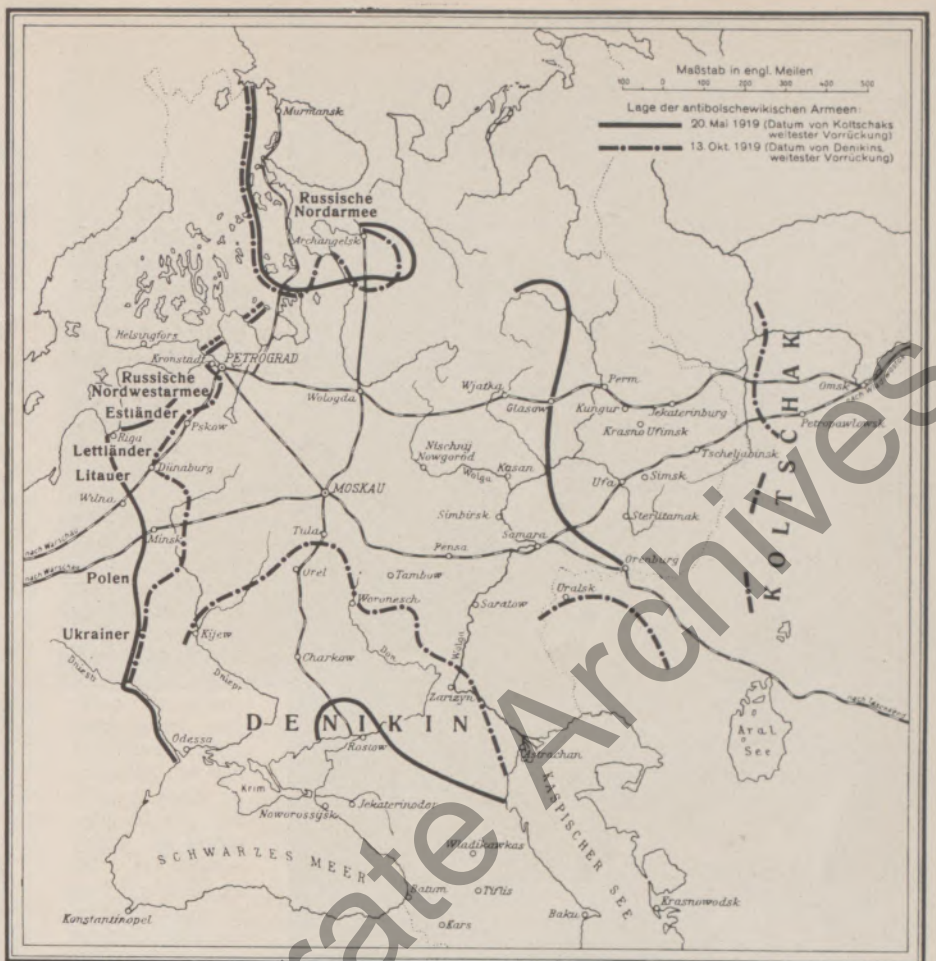
Aber dieser Hanswurst besaß sehr reale Macht und bedrohte die Kultur, ja das Leben der gesamten Menschheit. Und wieder drängt sich uns die Frage auf: Als mit dem Zusammenbruch Deutschlands im November 1918 die Alliierten zu unumschränkten Herren Europas geworden waren, als alle ihre Kräfte frei geworden waren, als ihnen alle Machtmittel in der Hand lagen, um eine Ordnung nach ihrem Sinne durchzuführen — was unternahm sie da, um die „kommunistische Barbarei“, die von der Sowjetunion auf die Völker überzuspringen drohte, von ihren eigenen Ländern und der Welt zu bannen?

Wieder gibt Churchill die klare Antwort: Nichts! Dabei war 1919 die Lage immer noch so, daß durch entschlossenes Handeln der Siegerstaaten mit geringer Mühe der Bakterienherd des Bolschewismus hätte vernichtet werden können. Churchill sah die Situation zweifellos richtig, wenn er in seinem Kapitel „Der russische Bürgerkrieg“ über das Jahr 1919 bemerkt:

„Moskau übte die Herrschaft über Rußland aus; als aber der Kriegszweck der Alliierten durch ihren Sieg erledigt war, gab es keine andere Kontrolle mehr — nichts als Geschwätz und Gemetzel auf einem abenteuerlichen Hintergrund. Die alte Moskowerhauptstadt lag im Mittelpunkt eines Spinnennetzes von Bahnlinien, die nach allen Richtungen der Windrose auseinanderliefen. Und in der Mitte saß die Spinne. Vergebliche Mühe, diese Spinne durch konzentrische Einkreisungsmanöver einer heranrückenden Fliegenfront zermalmen zu wollen. Dennoch glaube ich, daß zwanzig- bis dreißigtausend Mann entschlossener, intelligenter, gut bewaffneter Europäer ohne ernsthaftes Schwierigkeiten und Verluste längs einer der nach Moskau radiierenden Bahnlinien rasch vorgedrungen wären; sie hätten dort auch jede ihnen entgegentretende Streitmacht erfolgreich zur Schlacht gestellt. Aber diese zwanzig- bis dreißigtausend Mann waren eben nicht vorhanden oder konnten nicht aufgebracht werden...“

Warum sie nicht aufgebracht werden konnten, enthüllt Churchill an anderer Stelle mit verblüffender Offenheit:

„Das britische Volk wollte weder Geld noch Leute für



Rußland während des Bürgerkrieges 1919. Stellungen der weißrussischen Armeen unter Judenski (nordwestliche Armee), Koltshak (sibirische Armee) und Denikin (Südwestarmee). Aus Winston C. Churchill: „Nach dem Kriege.“

andere militärische Zwecke als für die Besatzung am Rhein zugestehen.“

Trotzdem standen zahlenmäßig genügend Kräfte zur Verfügung, um — unter tüchtiger einheitlicher Leitung — den Bolschewismus mit der Wurzel auszurotten. In allen Himmelsrichtungen standen kampfesfreudige und gut gerüstete Männer bereit, um auf Moskau einzudringen; es fehlte auch keineswegs an finanziellen Hilfsmitteln — es fehlte nur an der Entschlossenheit der Führung. Aber lassen wir über die Gründe des Mißerfolges Churchill selbst in seiner Denkschrift vom 15. Dezember 1919 urteilen:

„Der gänzliche Mangel einer zielbewußten und entschlossenen Politik auf seiten der siegreichen Alliierten verhinderte jedoch die einheitliche Zusammenfassung dieser Kräfte und führte damit ihren Verfall herbei. Während wir durch geeignete und einheitliche Maßnahmen ohne weiteren Aufwand an Geld und Leuten ein antibolschewistisches modernisiertes ententefreundliches Rußland hätten schaffen können, ist nunmehr ein durch und durch militärisches Rußland in die Nähe gerückt... Diese Wahrheit wird sich schmerzlich fühlbar machen, sobald dort die letzte Armee vernichtet ist und die Bolschewiken Herr über das ganze riesige Gebiet des neuen Reiches sein werden.“

Noch klarer und eindeutiger kann das Versagen der Entente politik unter Englands Führung kaum gekennzeichnet werden. Auch an anderer Stelle tadelt Churchill diese Politik sehr scharf:

„Schwächliche Versuche zur Friedensschließung kreuzten sich mit unentschlossenen Bemühungen zur Kriegsführung, wodurch der Konflikt ohne wirkliche Aussichten auf Frieden oder Sieg verlängert wurde. Die Leistungen der nationalen Russen übertrafen, wenn sie auch unzulänglich waren, alles, was die Staatsmänner oder Generale erwartet hatten.“

Bei anderer Gelegenheit allerdings bedenkt Churchill die



Lichtbild: Wolfgang Sebade.

#### Koltšak.

General Koltšak, 1870 geboren, war vor dem Weltkrieg als Polarforscher bekannt; er wurde 1914 Chef der baltischen Flotte und trat 1918 als Oberkommandierender an die Spitze der Gegenrevolution. Er verließ sich zu seinem Unglück auf die feierlich und offiziell zugesagte Hilfe der Alliierten. Gleichwohl war Koltšak bis zum Herbst 1919 sehr erfolgreich, wurde aber im entscheidenden Augenblick von den Alliierten im Stich gelassen und den Bolschewiken in Irkutsk ausgeliefert, die ihn Anfang Februar 1920 ermordeten. Mit Koltšak war die Kraft der russischen Gegenrevolution gebrochen.

geschlagenen Armeen Denikins und Koltšaks mit harten Worten: „Nicht aus Mangel an materiellen Mitteln, sondern aus Mangel an Kameradschaft, Willenskraft und fester Beharrlichkeit haben sie das Ringen verloren...“

Dieses Urteil des Engländers Churchill erweckt peinliche Gefühle bei dem Leser, der die verhängnisvolle Rolle der Alliierten im russischen Bürgerkrieg verfolgt. Der Konflikt wurde durch die Einnischungsversuche und die unklare Haltung der Alliierten nicht nur verlängert, sondern schließlich sogar zu Ungunsten der nationalen Russen verschoben.

Ein Schulbeispiel dafür bildet die englische Besetzung von Murmansk und Archangelsk. Aus wirtschaftlichen Gründen — Churchill weist z. B. ausdrücklich auf die Riesennengen an Munition, Kohlen und sonstigen Material hin, die damals in Murmansk aufgestapelt lagen — landeten im Juni/Juli 1918 englische und alliierte Truppen in Archangelsk und Murmansk. Im Sommer 1919, als England seine „Verbindlichkeiten in Rußland“ quittierte, wurden diese Truppen wieder zurückgezogen und die dortigen nationalen Russen, die unter dem Schutz der Engländer offen hervorgetreten waren, ihrem grauenhaften Schicksal unter der Rache der sofort nachrückenden roten Armee bedenkenlos überlassen. Dies Verbrechen beunruhigt Churchill noch in der Erinnerung:

„Ich sehe noch heute die bleichen Gesichter und den starren Blick einer Deputation Archangelsker Bürger vor mir, die mich Ende Juni 1919 im Kriegsministerium aufsuchte und mich um weiteren britischen Schutz anflehte; ich mußte sie mit leeren Worten abspeisen. Alle diese armen Leute, Arbeiter und Kleinhändler, sollten gar bald zwischen die kämpfenden Parteien geraten. Die Verantwortung für ihr Schicksal belastet auf immerwährende Zeiten jene mächtigen und glanzvollen Nationen, die den Krieg gewonnen, ihre Aufgabe jedoch nicht zu Ende geführt haben.“

In merkwürdiger Vergeßlichkeit behauptet Churchill aber an anderer Stelle:

„Der Gedanke, daß unser Land das letzte war, seine Ver-

pflichtungen zu vergessen oder ins Unglück geratene Kameraden ihrem Schicksal preiszugeben, verleiht mir Beruhigung. So schmerzlich die Affären in Murmansk und Archangelsk auch waren, wir können doch von uns sagen, daß wir unsere dortigen Angelegenheiten ohne Schwäche und Schande abgewickelt haben.“

Es ist der Ermüdung wert, daß damals die abrückenden britischen Truppen das Kriegsmaterial, das sie nicht mitnehmen konnten, vernichteten, statt es den nationalen Russen zur Verteidigung zurückzulassen.

Die Haltung Englands Admiral Koltšak und General Denikin gegenüber, die in Sibirien und Südrußland getrennt mit starken militärischen Kräften bereits seit Beginn der Bolschewikenherrschaft die Gegenrevolution leiteten, ist äußerst aufschlußreich. Erst Ende Mai 1919 entschloß sich der „Kart der Fünf“ (Wilson, Lloyd George, Clemenceau, Orlando, Saionji) dazu, Koltšak offiziell durch Waffenlieferungen zu unterstützen. Wer die Bücher von E. C. Dwiniger kennt, weiß, mit welchen unüberwindbaren Schwierigkeiten Koltšak und seine Männer vorher verzweifelt zu kämpfen hatten. Als die zugesagte Hilfe endlich kam, war es bereits zu spät — vor allem, da sich gleichzeitig die Engländer aus Nordrußland zurückzogen. Koltšaks Ende ist bekannt. Er wurde den Behörden von Irkutsk ausgeliefert, die ihn am 7. Februar 1920, wie Churchill behaglich schildert, „nach der gebräuchlichen Bolschewikenmethode ermordeten, indem man ihm Repetierpistolen an den Hinterkopf ansetzte und abfeuerte. Diesem Mord war kein Gerichtsverfahren vorangegangen.“

Auch zu Denikins Vernichtung bilden die englischen guten Ratsschläge, Zusprüche, Versprechen und Ermutigungen — und das schließliche plötzliche Fallenlassen die Begleitmusik. Menschen hat England in Rußland nur in sehr geringer Zahl eingesetzt. Die Lieferungen an Material dagegen waren zahlenmäßig recht umfassend, ihr Wert allerdings teilweise zweifelhaft. Churchill schätzt, daß Denikin durch England die Ausrüstung und Bewaffnung für fast eine Viertelmillion Kämpfer erhalten hätte, und erklärt diese Großzügigkeit folgendermaßen:

„Das Kriegsmaterial selbst war natürlich in der Erzeugung an sich kostspielig gewesen, bedeutete aber damals nur einen unverkäuflichen Überschuß aus dem Weltkriege, dem kein Geldwert zugemessen werden konnte. Hätten wir es behalten, bis es verschimmelte, so würde dies nur noch erhöhte Kosten für Lagerung, Aufsicht und Instandhaltung verursacht haben.“

Im Herbst 1919 war England noch geneigt, Denikin, der im Sommer große Erfolge gehabt hatte, weiter zu unterstützen. Daß es freilich mehr wirtschaftliche als weltpolitische oder gar menschenfreundliche Gründe waren, die in England für eine Unterstützung Denikins ins Gewicht fielen, spricht Churchill in einem Schreiben, das er am 22. September 1919 dem Kabinett überreichte, unmißverständlich aus:

„... General Denikin nimmt mit seinen Truppen Räume ein, die kaum weniger als dreißig Millionen europäischer Russen beherbergen dürften und die dritt-, viert- und fünftgrößte Stadt Rußlands enthalten. Diese Räume sind dem britischen und französischen Handel leicht zugänglich, dessen die dortige Bevölkerung gegenwärtig am dringendsten bedarf... Vor allem scheint es von höchster Wichtigkeit, Handel und Kreditwesen in den großen befreiten Gebieten wieder zur Entwicklung zu bringen, so daß die dortige Bevölkerung selbst Vergleiche zwischen ihren Lebensbedingungen und dem im Bolschewikenrußland herrschenden Elend ziehen kann... Kein weiterer Geldaufwand (außer dem zweifelhaften Geldwert des überzähligen Kriegsmaterials) und keine Truppensendung werden benötigt, außer einer sehr bescheidenen Abteilung technischen Personals. Moralischer Halt, Ratsschläge und Handel sind die einzig notwendigen Hilfsmittel...“



Die Art der Unterstützung, die die Alliierten den nationalen Russen gewährten, verrät deutlich die bloße Absicht, wirtschaftliche Interessensphären (für England im Norden, Frankreich im Süden, Amerika und andere im Osten Rußlands) zu erobern und festzuhalten. Man wollte das alte sterbende Rußland nicht retten, sondern beerben! Und man wollte dies Ziel mit möglichst geringer Mühe erreichen. Als daher Denikin — erschöpft durch endlose Kämpfe — zu ermatten begann, gab England ihm den Todesstoß, um weiterer Hilfe entgehen zu sein. Wieder brauchen wir auch hier nur Churchills Darstellung zu folgen:

„Als an Denikins Mißerfolg nicht mehr zu zweifeln war, wurde ihm auch noch die von den Alliierten mehr oder weniger reichlich gewährte Unterstützung raschestens entzogen. Am 3. Februar 1920 oblag es mir, General Holman den Auftrag zu erteilen, er solle die russischen Führer hierüber in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise in Kenntnis setzen. Als Grund wurde angegeben, daß die britische Regierung nicht mehr über die nötigen Ressourcen an Mannschaften und Geld verfügt, um ein solches Unternehmen zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Sie will deshalb nicht auf sich nehmen, dort zu ermutigen, wo sie nicht mehr in der Lage ist, zu helfen... Die Frage, welcher wir uns jetzt gegenübergestellt sehen, ist, auf welche Weise wir so viel als möglich aus diesem Schiffbruch retten können.“

Anschließend beschreibt Churchill die Folge dieses englischen Verrats, den Zusammenbruch Denikins und die Flucht seiner Anhänger, Militär und einiger hunderttausend Zivilisten, in die Krim, um von dort Konstantinopel zu erreichen. Im Juli, als die Sümpfe austrockneten, kamen aber die Bolschewisten ihnen dorthin nach:

„Trotzlockend zerbrach der Feind den letzten Widerstand, Blattern und Typhus vollendeten im Verein mit Hungersnot das Werk der Waffen. Schiffsladungen voll hilfloser verseuchter Menschen — oft alle tot oder sterbend — langten ununterbrochen in der überpölkerten, verarmten, notleidenden türkischen Hauptstadt an. Über die entsetzlichen Greuel dieses Schlußaktes ist bisher ein Schleier gezogen worden... Die Alliierten und assoziierten Mächte wendeten ihre Blicke ab und taten Wachs in ihre Ohren. Sie wünschten, nicht zu viel zu hören, und wußten nichts anderes zu sagen als Napoleon an der Beresina: ‚Voulez-vous öter mon calme?‘ Der Tod ist schließlich barmherzig — jedenfalls war er eifrig am Werke. — So sahen die Lösungen aus, welche die Sieger im Großen Kriege den russischen Angelegenheiten zu bieten hatten.“

Man könnte nach der überraschend aufrichtigen Art der Darstellung, die Churchill wählt, annehmen, daß er die Haltung und Politik der Alliierten zutiefst verdamme und völlig unbeteiligt an ihr sei. Er beteuert mehrfach: „Mich traf keine Verantwortung“, er sei in „einer subalternen, wenn auch gewichtigen Stellung“ gewesen. In Wirklichkeit war Winston Churchill seit dem 14. Januar 1919 britischer Kriegsminister, und er nennt im Vorwort zu seiner „Weltkrisis“ diese Stellung selbst „einen bescheidenen, wenn auch verantwortungsvollen Posten“. Er war in diesem für Rußlands Zukunft entscheidungsreichen Jahr also keineswegs nur Privatmann ohne Aktionsmöglichkeiten und Verantwortung.

\*

Die Darstellung wäre unvollständig, wenn nicht noch ein Punkt des russischen Problems, der uns Deutsche besonders angeht, beleuchtet würde. Man könnte — in dem Bestreben, auch dem Feinde Gerechtigkeit angedeihen zu lassen — gegen unsere bisherigen Darlegungen einwenden, Englands Versagen sei durch die allgemeine Erschöpfung der Nachkriegsjahre erklärbar und zu entschuldigend. Es sei damals eben allgemein eine nicht mehr zu bezwingende Kriegsmüdigkeit dagewesen usw.

Churchill selbst jedoch ist anderer Ansicht. Er stellt klar fest, daß Deutschland im Gegensatz zu seinen Gegnern auch nach



Lichtbild: Historia Photo.

Immer die gleiche Taktik Englands: Viele Versprechungen und wenig Hilfe.

General Denikin (rechts) bei einer Zusammenkunft mit dem Kommandanten der englischen Truppen im November 1918 in Sevastopol. Die einzige Tätigkeit dieses alliierten Truppenkontingents; es stand monatelang „Gewehr bei Fuß“.

General Denikin, geboren 1872, war der Nachfolger Kornilows im Oberbefehl über die Südwestfront der antibolschewistischen Freiwilligenarmeen. Denikin lehnte ein Zusammengehen mit Deutschland gegen Moskau ab, da er sich auf die versprochene Hilfe der Entente verließ. Im Mai 1919 begann er sehr erfolgreich seinen Angriff gegen die Bolschewiken. Damals bildete seine starke Front Kiew-Odessa eine ernste Bedrohung für Moskau. Er scheiterte an der schlechten Unterstützung durch die Alliierten. Schließlich gab Denikin nach heldenhaften Kämpfen Anfang 1920 den Oberbefehl an General Wrangel ab und ging ins Ausland.

seinem plötzlichen Zusammenbruch immer noch stark genug gewesen wäre, den Bolschewismus zu bannen. Ja, er regte sogar kurz nach dem Versailler Diktat an — allerdings ein Vorschlag, der bei Clemenceaus bekannter Furcht vor dem deutschen Militär von vornherein keinerlei Gefahr der Verwirklichung in sich barg! —, Deutschland das Protektorat über die Baltenstaaten anzubieten und ihm damit die Möglichkeit zu geben, diese Gebiete zu annektieren und so die Moskauer Gefahr zu beseitigen.

Statt dessen beschritten die Weltkriegsgewinner — von Haß und Furcht verblendet — den entgegengesetzten Weg, den einzigen tatkraftigen Gegner der Trozki-Lenin-Regierung unwirksam zu machen:

„Eine Bedingung des Waffenstillstandes hatte die unverzügliche Räumung der Ukraine durch die Deutschen vorgeschrieben. Dies erschien jenen, deren Gemüt durch den Kampf mit den Zentralmächten erhitze war, ganz vernünftig, und die Deutschen selbst hatten keinen anderen Wunsch, als sich zu fügen und heimzukehren. Tatsächlich entfernte jedoch diese Bestimmung aus Südrußland das einzige starke, gesunde, verlässliche Element, durch welches das tägliche Leben von zwanzig bis dreißig Millionen gewährleistet war. Als die einst so gehassten und gefürchteten Pickelhauben rasch die Städte und Dörfer Südrußlands räumten, folgte ihnen die Rote Garde auf dem Fuße, hefte den Auswurf der Bevölkerung gegen die Bourgeoisie und gegen alle, die sich den Deutschen oder den Alliierten gegenüber freundlich gezeigt hatten, auf und feierte ihre Übernahme der Gewalt durch scheußliche Massakers und andauernde unersättliche Proskriptionen.“

In diesem Zusammenhang darf auch die deutsche Hilfe für Rumänien in den letzten Weltkriegsmonaten nicht unerwähnt bleiben, über die Churchill sagt:

„Am selben Tage (28. Januar 1918), da die Rotgardisten im Norden Helsingfors besetzten, erklärten die Bolschewiken

den Rumänen den Krieg. Die Rumänen befanden sich nicht in der Lage, Widerstand zu leisten; doch die deutsche Autorität kam ihnen zu Hilfe, und sechs Wochen später wurde ein Friede unterzeichnet. Damals erreichte das geknebelte und zugrunde gerichtete Rumänien seinen Herzenswunsch. Am 9. April verkündete Bessarabien, vorbehaltlich seiner Autonomie, seine Vereinigung mit Rumänien. Der ununterbrochene Vormarsch deutscher Kräfte in Südrußland zwang die Sowjets, sich mit einem leeren Protest zu begnügen . . .“

Den Schluß unserer Reihe soll der Bericht Churchills über die deutsche Hilfe für Finnland 1918 bilden, der keines Kommentars bedarf:

„Die Bolschewiken, die sich am 4. Januar mit der französischen und schwedischen Regierung zur Anerkennung der Unabhängigkeit Finnlands geeinigt hatten, fielen in dieses Land ein und eroberten Helsingfors am 28. Januar 1918. Dies war kein gewöhnlicher Krieg mit Truppen und Geschützen. Die Rotgardisten rückten nach Art eines Pöbelhaufens heran, und vor ihnen, mörderischer als physische Waffen, entwickelten sich bereits die lokalen Keimzellen kommunistischer Propaganda und Empörung. Zwei gräßliche Seiten der Geschichte Finnlands sind mit diesen Greueln vollgeschrieben. Am 1. Mai gelangte ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen der finnischen Republik und den Sowjets zur Unterfertigung. Ein roter Terror folgte in Finnland, doch traten hier die Deutschen als Erlöser dazwischen. Am 3. April landete eine deutsche Division unter dem General von der Goltz in Finnland, und die antikommunistischen Finnen unter General Mannerheim, einem ehemaligen kaiserlich russischen Gardeoffizier, stießen in großer Anzahl zu ihr. Die Sowjetstreitkräfte und die dortigen Kommunisten wurden wie Spreu vertrieben, und am 13. April nahmen General von der Goltz und Mannerheim Helsingfors wieder ein. — Die weniger als drei Monate dauernde Kommunistenherrschaft hatte auf das öffentliche Gemüt einen Eindruck hinterlassen, den

eine Generation nicht auslöschen wird. Die Flucht der Kommunisten aus der finnischen Hauptstadt erfolgte recht übereilt — die Leichen der hingerichteten Bourgeoisie verrammelten noch die Toreinfahrten und Gänge der öffentlichen Ämter . . .“

\*

Mit dem Namen des Generals von Mannerheim schlägt dieser letzte Bericht eine gerade Brücke hinüber in den augenblicklich im Osten tobenden Kampf. An kaum einer anderen Stelle in Churchills „Weltkrisis“ wird es so deutlich wie hier, daß der gegenwärtige Krieg in Europa die folgerichtige Fortsetzung, das Austragen der aufgeschobenen Entscheidungen des Weltkrieges ist.

In der Schlußbetrachtung seines Buches, mitten in dem herkömmlichen Ausblick auf eine nahe, bessere und schönere Zukunft findet Churchill noch einmal ein graufiges Bild für den Sowjetstaat:

„Rußland, ein Selbstverstoßener, weßt seine Bajonette in der arktischen Nacht und verkündet mit trozig-hungrigem Munde seine Lehre des Hasses und des Todes!“

An Erkenntnis der Gefahr des Bolschewismus hat es in England nie gefehlt. Wenn das Inselreich gleichwohl nichts Entscheidendes zu seiner Bekämpfung getan hat, so lag das wohl an der zeitlosen Eigenart britischer Politik: dem Wirtschaftlichen gegenüber dem Weltanschaulichen stets den Vorrang einzuräumen! Lloyd George wurde einst gefragt, wie man es denn über sich bringen könne, mit den Sowjets zu verhandeln, sie seien doch Menschenfresser; er gab die berühmte Antwort: „Auch mit Menschenfressern kann man Handel treiben!“

Dieser Grundsatz hat zweifellos die Politik Großbritanniens gegenüber dem Bolschewikenstaat bis heute geleitet. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß wir gerade den heutigen Premierminister Winston Churchill als Kronzeugen für diese Tatsache und den im vollen Sinn des Wortes katastrophalen Fehlschlag dieser Politik anführen können.



Deutsch=finnische Waffenbrüderschaft 1918 bis 1941.

Sichtbild: Max Löblich.

Denkmal für die im Kampf um die Befreiung von Helsingfors (Helsinki) gefallenen Deutschen.  
Die Inschrift lautet: Den im Kampf um Helsingfors im April 1918 gefallenen deutschen Helden die dankbare Stadt.



## Der Weg ohne Heimkehr.

Ausschnitte aus „Zwischen Weiß und Rot“ von Edwin Erich Dwinger.

Churchill hat seine Darstellung des bolschewistischen Bürgerkrieges, auf die sich der vorbergehende Aufsatz stützt, als ein im Grunde unbeteiligter Außenstehender geschrieben. Es ist daher gut, seinem historisch geordneten offiziellen Bericht das unmittelbare Erlebnis jener namenlosen Menschen gegenüberzustellen, die Träger und leidende Opfer der russischen Tragödie des Jahres 1919 waren. Edwin Erich Dwinger hat sich in seiner Trilogie „Die Armee hinter Stacheldraht“, „Zwischen Weiß und Rot“ und „Wir rufen Deutschland“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena) zum Sprecher für die deutschen Gefangenen in Rußland, Soldaten wie Zivilgefangene, gemacht. Niemand war zu dieser erschütternden Chronik berufener als er; Dwinger fiel als junger Fähnrich 1915 verwundet in russische Hände, erlebte das entsetzliche Typhussterben im Gefangenenlager von Logkoje, entfloh und machte seit dem Frühjahr 1919 in Koltschaks Armee den Bürgerkrieg mit, bis er sich schließlich nach dem Fehlschlagen der Gegenrevolution nach Deutschland durchschlagen konnte.

Die folgende, mit Genehmigung des Verlages aus „Zwischen Weiß und Rot“ entnommene Auswahl beginnt unmittelbar vor Dwingers Eintritt in die weißrussische Armee. Der junge Deutsche hat auf seiner Flucht aus dem sibirischen Gefangenenlager bei einer ostpreussischen Hausgemeinschaft in Tschita Unterschlupf gefunden. Seine Gastgeber, zwei Frauen und drei Männer, sind als Zivilgefangene 1915 durch Kosaken von Ostpreußen bis an die Grenze der Mongolei verschleppt worden. Hier leben sie schon jahrelang zwischen dem Grauen ihrer Erinnerungen und der Hoffnung auf eine deutsche Zukunft.

Die übrigen Ausschnitte beleuchten die dunklen Hintergründe der alliierten „Intervention“, die, um das Wort eines englischen Offiziers zu wiederholen, „nur in Szene gesetzt war, um den englischen Geldsäcken das Money zu retten“. Sie bestätigen Esz für Esz die Darstellung des „Politikers“ Churchill, in dem vorausgehenden Aufsatz „Rußland — die unvollendete Aufgabe“, erweitern diese aber nach der menschlichen Seite hin, indem sie den Vorhang zurückschlagen und uns einen Blick tun lassen in das Inferno von Elend, Leid und Not von Hunderttausenden, ja Millionen Menschen, die für ein paar Drahtzieher nur Marionetten in ihrem „Spiel ums Pfund“ bedeuteten und — auch heute noch bedeuten.

Als wir abends wieder alle um den großen Tisch sitzen, finde ich endlich den Mut, meine Obdachgeber nach ihrer Vergangenheit zu fragen. Die beiden Alten schweigen, ihre Stirnen furchen sich. Der junge Gemmat aber sagt: „Ich habe keinen Schuß abgefeuert, nein, das habe ich nicht ...

Ich sah sie als erster kommen, die Kosaken! Vorwärts also ... Mein Forstrat gab mir alle Pferde ... „Suchen Sie sich aus, Gemmat“, sagte er, „jetzt ist das Beste gerade gut genug!“ Nach einer Stunde stieß ich auf den ersten deutschen Posten, einen jungen Leutnant mit acht Mann. „Kommen Sie doch, um Gottes willen, die Kosaken führen alles fort!“ Der Leutnant, ein Gesicht wie Milch und Blut, weinte beinahe vor Wut. „Ich kann nicht“, sagte er, „ich habe acht Mann, und dort steht eine Armee ... Aber wenn Sie uns helfen, hin und wieder Nachrichten geben wollten ...“

Das tat ich dann, acht Tage lang. Am neunten fingen sie mich. Nu, pascholl! Und jetzt ging's an: zur Sammelstelle! Mein Gott, fast alle Freunde und Bekannten traf ich dort ... Es war doch Frühherbst, alles lief barfuß in dünnen Hemden, ohne Unterwäsche ... Tausende riß man von der Feldarbeit weg, sie mußten mit, wie sie gingen und standen, nicht einmal ein Stück Kleidung durften sie sich aus den Häusern holen, nicht einmal eine Flasche für die Milch der Säuglinge ...“

Sein junges, gutmütiges Gesicht wird alt, fast böseartig. „Ich sage die Wahrheit, wie vor Gott: Hunderte von kleinen Kindern haben diese Wanderung nach Rußland fast nackt und ohne Schuhe machen müssen. Wir rollten sechzig Tage lang in Viehwaggons dahin, ohne ein einziges Mittagessen — nur Knutenhiebe erhielten wir genügend. In Moskau, nach zwei Monaten, bekamen wir das erste Mahl ... Dort aber krochen keine Menschen mehr aus den Viehwaggons, es waren nur Gespenster, wandelnde Leichen. Wir schlugen uns, um wenigstens für die Kinder ein bißchen Suppe zu ergattern.“

Von Moskau ging es weiter. Wir waren mittlerweile auf elftausend Menschen angewachsen. In diesen Lagern brach Typhus aus, was denn sonst? Als er erlosch, fast die Hälfte fortgenommen hatte, verteilte man uns auf die Dörfer, das heißt auf russisch: jagte man uns in langen Trupps durch die Wintersteppe. Wissen Sie, was das heißt, Fähnrich?“

Ich nickte nur.

Frau Thomas blickt veronnen, die Fächerfältchen vertiefen sich. „In euch ist eben trotz allem noch ein Rest Soldatisches. Aber wir Zivilgefangenen ... Unsere Leiden zerstörten alles, ließen nichts mehr übrig. Bei euch kann man es zur Not verstehen: ihr seid als Krieger, als Soldaten gefangen, wißt warum und wofür ... Wir aber, von Haus und Hof geholt, aus aller Friedlichkeit ... daß so etwas sein darf! Daß in der Welt nicht einer sich erhebt und sagt ...“

Sie schweigt etwas, hält eine Weile inne, schafft rubig weiter. „Jetzt bin ich schon ruhiger“, sagt sie dann. „Aber im Anfang, als mein Mann starb ... Auf nassem, nacktem Boden, während neben ihm eine Frau gebar ... In den ersten Tagen schrie ich unablässig. Sie wollten mich schon ins Irrenhaus bringen, die Russen, nein, sie begriffen nicht, warum ich schrie ... ‚Sie müssen jetzt still sein‘, bat der alte Lückner, ‚sonst bringt man Sie fort!‘ Aber wenn man dreißig Jahre mit einem Mann gelebt hat — und er verläßt einen in der fürchterlichsten Zeit des ganzen Lebens ... Und wird hinausgeschleift, mit vielen anderen auf einen Wagen geworfen, irgendwo verscharrt, man weiß nicht einmal, wo er geblieben ist ... Und sieht kein Grab vor sich, wenn man an ihn denkt, an seine guten, starken Hände, an sein Gesicht, sieht ihn nur immer, ein ganzes Leben lang, wie man ihn zuletzt sah, auf nackten Steinen, ausgezehrt und wirr ... Ich wollte aus dem Leben, damals, versuchte alle Mittel, aber Lückner und Perner bewachten mich wie treue Hunde ...“

Sie atmet auf, streicht sich über die Stirn, als ob sie etwas verschneiden wollte. „Nun, das liegt jetzt hinter uns“, sagt sie dann ruhig, schafft fleißig weiter. „Und was wir litten, litten wir vom Feind, im Krieg ... Nein, wir wollen dann nicht mehr klagen ... Aber diese Russen ... Haben Sie einmal vom Zug der baltischen Barone gehört? Aus Kurland, Livland, Estland? Nein? Wir begegneten ihm in Simbirsk, zu jener Zeit, als wir auf die Heimfahrt warteten, als ganz Rußland noch bolschewistisch war. Man hatte alle baltischen Edelleute verhaftet, um sie nach Sibirien zu deportieren. Und diesen Zug sahen wir ...“

An seiner Spitze gingen alte Herren mit langen Bärten, im Gehrock einer, graubestaubt, im grünen Jagdanzug ein anderer, mit Lehm beklebt, in zerrissenen Stiefeln, aus denen blutige Zehen sahen. Dann kamen jüngere Gestalten in abgeschabten Gardereiteruniformen, mit abgerissenen Achselstücken, zerklüfteten Bändern jener Orden, die sie im Kampf für Rußland erworben hatten — für eben dieses Rußland, das sie jetzt peinigete! Ein Mann trug tiefe Striemen im Gesicht, fast alle waren blond mit blauen Augen, aber der Ausdruck ihrer Blicke war unbeschreiblich, hatte nichts mit Menschenblicken mehr zu tun, war der Ausdruck eines Hausens abgeheßter, bis auf den Tod gequälter Tiere ...

Die Sonne brannte, ihre Lippen sprangen. Niemand gab ihnen einen Schluck zu trinken. Alle hundert Schritte stürzte einer hin. Als neben uns ein stiller Greis mit Spinnenfingern vornüberfiel, warfen sich gleich drei Gardisten auf ihn. Die Nagaiten trafen ihn an Kopf und Hals, er bäumte schluchzend, wankte taumelig weiter. Frauen und Mädchen kamen, Gräfinnen und Baronessen, deren Gesichter wie aus Porzellan erschienen. Ein Duzend junger Mädchen sah ich, siebzehnjährig, in aufgelösten Fluten blonder Haare, durch ihre Leiden von rührender Madonnenhaftigkeit. An ihren Händen kletterten die kleinen Brüder, Junggrafen mit blutigen Sohlen, krallten sich flehend an die größeren Schwestern, hingen sich weinend an die zerfetzten Röcke ihrer Mütter. Die jungen Mädchen hatten es am schlimmsten: Griffe und Bewegungen der an der Seite reitenden Gardisten, Schmährufe und wiehernendes Gelächter trafen sie auf Schritt und Tritt — ich sah sie oft die Augen schließen, sie gingen fast wie Menschen, die im Schlafe wandeln. Zum Schluß kamen ein paar Wagen, mit Bettzeug, Kisten, Trüblen. Auf einer beschmutzten Ma-

trage — man sah ihr noch an, daß sie aus schwerer Seide war — saß eine junge Gräfin, die ihr Neugeborenes stillte ...

Und sehen Sie, Fährlich“, sagte sie zuletzt, „damals war es uns allen, als sähen wir uns selber — wie in einem Spiegel! Denn so, genau so trieb man auch uns Zivilgefangene durch Altußland ...“

\*

Am nächsten Abend nahm ich Seydlitz mit ins Försterhaus. Im Anfang sträubte er sich heftig. „Nein, Seydlitz, komm, es wird dir gut tun! Glaube mir, daß ich dein Bögem recht verstehe! Trotz allem, geh mit ...“

Die Förster hatten selbst Besuch. Bei Perner saß ein Landwirtschaftler, ein großer, starker Mann mit einem wie aus Wurzelholz geschnitzten Bauernkopf, ihm gegenüber eine Lehrerin, lang, hager, mit dem grauen, verstaubten Aussehen einer Schwindsüchtigen. Beide waren schon vor dem Krieg in Rußland tätig, wurden bei Kriegsausbruch ohne weiteres interniert.

Als Frau Thomas meine Kartorgazette erwähnt, beginnt der Landwirtschaftler aus seinem Leben zu erzählen. „Dann wissen Sie ohne Worte, wie es uns ging“, sagte er bitter. „Denn wir Zivilgefangene, das heißt all jene, die schon zu Friedenszeit in Rußland lebten —“

„Verzeihung“, sagt Seydlitz, der ewig Sachliche, „wieviel gab es im ganzen Reich?“

„Zweihundertfünzigtausend Deutsche und achtzigtausend Österreicher“, sagt die Lehrerin ...

„Dann leben also mit uns fast drei Millionen Gefangene in diesem Land?“ frage ich verwundert.

„Ja“, sagt der Landwirtschaftler, „drei Millionen! Und in gewissem Maß hatten es die Zivilgefangenen schlimmer als die Kriegsgefangenen, wenigstens im Anfang. Kaum der dritte Teil hatte bei der Verhaftung etwas Geld bei sich, die andern aber ... Sie konnten sich ihr Los in manchen Dingen erleichtern; die übrigen wurden einfach in Viehwaggons gepfercht, wochenlang ohne Verpflegung zu irgendeinem Verbannungsort gerollt. Wenn sie endlich in einer Stadt auswaggoniert wurden, kam es noch vor, daß diese Stadt sich weigerte, sie aufzunehmen. Aus Mangel an Unterkünften, aus Furcht vor den ansteckenden Krankheiten, die sie meist mitbrachten. Dann jagte man sie weiter in die Dörfer, von einem zum andern, bis endlich eines kam, das sie nicht auch mit Knutenschlägen weitertrieb ... Zehntausende mußten in den sibirischen Wintermonaten Hunderte von Kilometern zu Fuß marschieren, und viele Bauern sprechen heute noch von den Wegzeichen dieser Züge, den verkümmerten Leichen, die im Frühling als lange Schnur unter dem Schnee hervorkamen ...“

„Um das zu verstehen“, erzählt die Lehrerin mit ihrer bedeckten Stimme, „muß man wissen, daß die Russen behaupteten, sie hätten für die Zivilgefangenen nicht aufzukommen, weil im Haager Abkommen keine Bestimmung darüber sei. Die mittellosen wären alle dem Verhungern ausgeliefert gewesen, wenn jene unter ihnen, die noch Gelder hatten, sie nicht so lange mit ernährt hätten, bis von den Heimatregierungen Gelder kamen. Aber auch das hatte seine Nachteile, denn nun wollte sie keine Stadt mehr aufnehmen, weil man sagte, ihr Aufenthalt treibe die Lebensmittelpreise in die Höhe! Hier wurden wir hinausgeworfen und dort, ja, einmal jagte man uns sechzig aus einer Stadt mit fünfzehntausend Einwohnern, weil wir dort eine Teuerung verursacht hätten ... Zehntausende haben jahrelang in Scheunen, Kellern und Zirkuszelten gelebt, manche auch nur in selbstgegrabenen Erdböhlen oder Gefängnissen. Viele dieser Gefängnisbewohner kamen durch Irrtum zwischen Sträflingstransporte, wurden monatelang damit herumgeschickt, bis es den Irrtum endlich aufzuklären gelang, durch teures Geld natürlich. Eine Kontoristin aus meiner Stadt, ein Mädchen von



Lichtbilder (2): Historia-Photo.

zwanzig Jahren, mußte sechzehn Gefängnisse kennenlernen, immer unter Verbrechern, bis es ihr glückte, dorthin zu kommen, wohin sie gehörte: zu uns Zivilgefangenen ..."

Wir schwiegen lange. Seydlitz' Falte zwischen den Augenbrauen sah wie ein Schnitt aus. Das hartgekehrte Gesicht des Landwirtschaftlers war ohne Licht. „Mich führte man durch sieben Städte in Sträflingsketten“, sagte er langsam. „Und ich hatte nichts verbrochen, als daß ich Deutscher war. Und lebte schon seit einem Duzend Jahren in diesem Land. Und hatte hundert gute Freunde unter meinen Schindern ...“

\*

Seit ein paar Tagen liegt unser Quartier in einem Schloß. Es ist das erste russische Schloß, das ich betrete. Der Besitzer, irgendein Fürst, ist bei der Kerenski-Revolution ins Ausland gegangen. „Was schert ihn Rußland?“ sagte Kostja bissig, trat mit dem Sporn in einen Spiegel, daß er zerklüftete. „Sein Geld wird auf der englischen Bank liegen ...“

Als ich mit Kostja durch das dazugehörige Dorf ging, sein unglaubliches Glend, seinen knietiefen Schmutz sah, seufzte ich unwillkürlich. „Du seufzt ...“ sagte Kostja. „Das ist gut, andere rümpfen nur die Nase ... Aber sag selbst: Können bei uns denn andere Menschen wachsen? In unserer Kälte, in unserem Schmutz? Auf fettem Boden wachsen Disteln! Aber wenn man daran denkt, was daraus zu machen wäre ... Und sieht, daß es bisher niemand reizte, in dieses ungeheure Land hineinzugreifen, wie in klares Gold ... Sieh, dort ist jungfräuliche Steppe, dort ist gewaltiger Urwald ... dort sind Erzberge, deren Reichtum blitzend an der Oberfläche liegt, dort wieder geht ein Bauer mit seinem Wagen, um ihn sich voll Kohlen zu laden ... Er braucht sie nur vom Boden aufzusammeln, denn sie liegen zu Tage, in ungeheurem Überschuß, wie alles hier ... Dazu die Flüsse, grenzenlosen Fischreichtum, Milliarden Pferdekräfte enthaltend — so viel, glaube ich, daß man die ganze Erde damit elektrifizieren könnte! Dazu die Menschen selber, gut, willig, stark, bescheiden ... Und dennoch verhungern jährlich ein paar Hunderttausend ... Ist das nicht zum Verzweifeln? Und mit diesem Land ist man so umgegangen unter dem letzten Zaren? Und dieses Land, das so groß ist wie ganz Europa und Amerika zusammen, das sollen wir den Bolschewiken überlassen? Dies

schönste Land der Erde, dies größte Land der Erde, dies reichste Land der Erde ...“

„Ruhig, Kostja! Ruhig, Lieber!“ sagte ich bedrängt. Er riß sich los, ging schluchzend fort.

\*

Heute morgen ging vor mir ein englischer Offizier die Straße hinab. Ich faßte augenblicklich den Entschluß, ihn anzusprechen. „Verzeihen Sie“, sagte ich, ihn überholend, „würden Sie mir ein paar Fragen beantworten?“

Der Engländer sah mich aus grauen Augen an. Auf sein bageres, gutrasiertes Gesicht legte sich unmerklich Hochmut. „Wollen Sie mich beschimpfen?“ fragte er kühl.

„Wieso?“ fragte ich überrascht.

„Ach, das wissen Sie nicht? Das ist etwas anderes ... Wir werden nämlich täglich angepöbelt, verstoßen Sie? Von allen möglichen Offizieren angerempelt ... Verfluchte Interventionisten und so weiter ... Wasgeier, Leichenfledderer ... Mein Gott, als ob wir etwas dafür könnten! Als ob es uns nicht selbst anekete!“

„Würden Sie mir ...“ fiel ich ein. „Ich bin deutscher Abstammung, erfahre gern objektiv ...“

„Gewiß, kommen Sie, begleiten Sie mich etwas ... Nun, die Sache ist einfach die: Selbstverständlich ist unsere ganze Intervention nur in Szene gesetzt, um unseren Geldsäcken das Money zu retten.“

„Ja, aber warum gestattet man denn nie ...“

„Weil sie in gleichem Atem wieder von irgendwelchen Politikern daran gehindert wird. Ich weiß die Gründe nicht, sie gehen mich auch als Soldat nichts an. Ich habe nur Befehle zu befolgen, wie wir alle.“

„Ja“, sagte ich verlegen, „aber ist es nicht trotz allem ...“

„Gewiß, es ist nicht schön, wie man die Russen hier hält, sie von heute auf morgen vertröstet, ihnen Konzession auf Konzession entlockt ... Aber was haben wir damit zu tun? Uns steht diese ganze Sache selbst am Halse, glauben Sie mir, allen unseren Soldaten, allen unseren Offizieren! Aber wir haben zu gehorchen, einfach das zu tun, was man befiehlt. Und nur wünschen, daß diese unrühmliche Geschichte möglichst bald zu Ende ist ...“

Ich begleitete ihn bis zum Stabszug der Intervention. Als ich mich verabschiedete, stellte er sich vor.

Sein Name war Kapitän Ruffel.

\*

Heute äußerte sich ein Offizier über die Hilfe der Alliierten in dieser Art: „Der Weltkrieg ist überraschend zu Ende gegangen — wohin sollte man plötzlich mit dem riesigen Material? Man mußte es loswerden, im übrigen vermeiden, daß die Munitionsfabrikanten ihre schönen Geschäfte Hals über Kopf stillzulegen brauchten! Aber was taten Zahnbürsten, Schleifriemen, Fußbälle bei diesen Lieferungen, die Rußland mit teurem Geld bezahlen mußte? Sind das Angriffswaffen? War das nötig? Denn auch diese Dinge befanden sich in großen Mengen unter den Kriegshilfslieferungen ... nun, das ist vielleicht noch zu verstehen, es war einfach altes Heeresgut — also fort damit! Wie aber kommt es, daß viele von den Engländern an die Westarmee gelieferte Geschütze schlechte Verschlüsse haben? Sollte es doch wahr sein, daß auch Judenitsch zu reaktionär ist, sich auch hier wieder Politiker und Heereslieferanten gegenseitig bekämpfen? Die Industriellen Geschütze schicken, damit ihr in Rußland liegendes Geld gerettet werde, die Politiker sie aber auf dem Weg zur Front unbrauchbar machen lassen, damit der große Rivale in Asien nicht zum Siege komme?“

„Aber warum hilft England dann überhaupt?“

„Weil es uns damit um so gründlicher zerstören kann! Warten Sie einen Augenblick ...“ Er fährt sich grübelnd über das Haar. „Es gab eine Zeit, in der sie ehrlich halfen: als es noch eine Front nach Deutschland gab. Da war es ihr Nutzen, jetzt aber ... England hilft mit Worten und Material aber nur so weit, daß wir nicht allzufrüh erliegen! Denn wenn wir allzu früh erlagen, wäre unser Land und mit ihm unsere Wirtschaft nicht in dem Maß vernichtet, daß der Rivale in Indien und Tibet gründlich abgehängt ist. In einem Vierteljahr wäre ganz Rußland frei, wenn England nur einmal wirklich hülfe — glauben Sie das nicht auch? Es wird das niemals tun, es wird uns nur so lange den Rücken stützen, wie es glaubt, daß Rußlands Wirtschaft durch den Bürgerkrieg noch nicht genügend verwüstet ist! Es soll ganz langsam gehen, Schritt für Schritt, damit kein Stein auf dem anderen bleibt ... Und wenn es ihnen eintritt, wenn es durch alle Folgen des immer neu geschürten und unterstützten Bruderkampfes Rußland für ein Jahrhundert ausgeschaltet — wird es uns fallen lassen!“

„Sind das nicht Mutmaßungen!“ warf ich ein.

„Mutmaßungen?“ „Mein Gott, waren Sie in Tscheliabinsk oder in Ufa? Nun also ... Keinem unserer Generale zu helfen, daß er wirklich siegen könnte, ist ihre Taktik! Aber wir werden noch bessere Beweise bekommen: Nicht nur Koltshak wird man fallen lassen, auch Judenitsch, auch Denikin, auch Miller ... und: ja, ihn als ersten — Awaloff! Denken Sie an mich: den ersten vierten wird man nur verhüllt und unter tausend Tinten den Sieg unmöglich machen, dem letzten aber offen! Und es wird bis zum Ende das gleiche bleiben: Hände reichen und zurückziehen, versprechen und nie halten — bis unser Wirtschaftsleben endgültig vernichtet ist! Als nächster aber steht Awaloff-Bermondot auf der Liste ...“

Von Koltshak erzählt man sich, daß kürzlich ein hochgestellter Zivilist bei ihm gewesen sei, um ihn zur uneingeschränkten Annahme der alliierten Hilfsbedingungen zu bewegen. „Admiral“, habe er gesagt, „warum kommt die Anerkennung der Alliierten nicht? Warum vertrauen sie uns Tag für Tag damit? Warum halfen sie uns bis heute nicht wirksam? Weil wir ihre Wünsche nicht erfüllt haben! Willigen Sie ein, Erzellenz! Geben Sie ihnen die gewünschten Konzessionen!“

„Ich will Rußland nicht um diesen Preis verkaufen!“ sei

Koltshak ausgebrochen. „Soll ich als Rußlands Ausverkäufer in die Geschichte kommen?“

\*

Auf dem Heimweg kaufte ich mir eine Zeitung. Auf der ersten Seite waren ohne Kommentar die Zahlen der bis jetzt (Anfang 1920) von den Bolschewisten hingerichteten bürgerlichen Menschen angegeben.

Sie lauteten:

25 Bischöfe, 1200 Popen, 4000 Mönche, 40 000 Heeresoffiziere, 45 000 Polizeioffiziere, 320 000 Akademiker, 400 000 Bauern.

\*

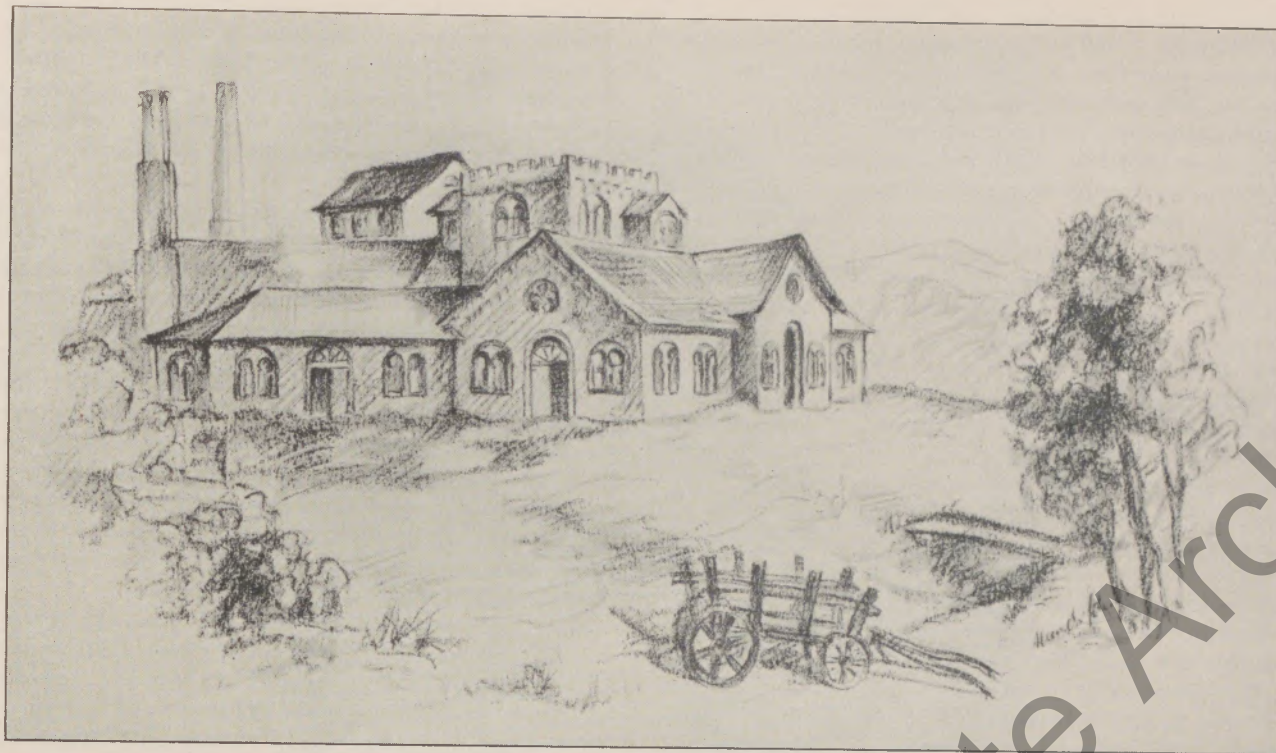
Und wieder rattert monoton der Zug. Durch die offenen Fenster weht Frühlingsluft. Ich habe das Chaos entwirrt! denke ich befreit. Jetzt kommt der Schluß! Dann kann ich die Rechnung enden, das Finis daruntersetzen. Nur noch die Länder bleiben, deren Wirken ich ein Jahr lang zusah ...

England: Man gab vor, dem Menschenrecht und der Demokratie zu helfen, während man an Konzessionen im Ural- und Altaigebiet dachte. Durch die Gegensätze zwischen jenen Kreisen, die nur für Konzessionen in Europa rußland helfen wollten, und jenen, die sibirische Konzessionen anstrebten, fanden die Es-Gr bei ihrem Plan, Sibirien selbständig zu machen, keine Unterstützung. Die Uneinigkeit zwischen diesen Geldgebern wiederum, die Rußland nur erstehen lassen wollten, um geschäftliche Vorteile von ihm zu haben, und den englischen Politikern, die es lieber vernichtet gesehen hätten, um den Konkurrenten in Asien für immer loszuwerden, ließ es zu keiner entscheidenden Hilfe kommen. Eine Armee von zwanzigtausend Mann hätte sicherlich genügt, den Bolschewismus niederzuwerfen. Die Politiker ließen die Armee nicht marschieren, die Oligarchen zersplitterten und bekämpften sich. Die Politiker triumphierten. Eine Million Loter ist ihr Preis. Und der bolschewistische Sieg: die Gefährdung der Welt.

Frankreich: Man gab vor, dem Menschenrecht und der Demokratie zu helfen, während man an Konzessionen in der Krim dachte. Man unterstützte Denikin mit allen Mitteln, um die französischen Renten zu retten, konnte aber eine wirksame Hilfe gegen England nicht durchsetzen. Man ließ sich jede Granate mit einer Konzession bezahlen, fürchtete gleichzeitig die bolschewistische Verseuchung seiner eigenen Okkupationsarmee. Glaubte schließlich auch, daß sich die Moskauer Extremisten bald mäßigen würden. Als die großen Vier: Wilson, Lloyd George, Clemenceau, Orlando, sich endlich auf Drängen Frankreichs zu einer gemeinsamen Aktion entschlossen, war Koltshaks Schicksal schon besiegelt. Hier führte die Profitgier, die Denikins Truppen für teures Geld schlechte Granaten verkaufte, den Bolschewismus zum Sieg.

Amerika: Man gab vor, dem Menschenrecht und der Demokratie zu helfen, während man an Konzessionen in Sachalin dachte. Man rückte lediglich in Sibirien ein, um die Japaner in Schach zu halten, und hatte damit so viel zu tun, daß für die Menschenrechte nichts übrigblieb. Man machte Geschäfte, mit wem man nur konnte, mit Bolschewisten und Zaristen, war auch aus keinem anderen Grund gekommen, als um Geschäfte zu machen, im übrigen um aufzupassen, daß die Japaner keine besseren machten. Auch hier wurden alle Proklamationen von Menschenliebe zu Hohn und Schande.

Jetzt bin ich fertig, jetzt ist nichts mehr übrig. Wird man erkennen, daß diese Tragödie für Jahrhunderte die Schande der Menschheit bleibt? Daß die Weltgeschichte durch diesen gigantischen Raubzug einen Flecken erhielt, der alle bisherigen übertrifft? Daß man ein Volk von hundertfünfzig Millionen ins Elend stürzte, nur um des Geldes willen, und keine Stimme seiner Sterbenden jemand ins Herz drang? Daß die Worte Petroleum, Platin, Silber, Gold, Erz den ungeheuren Chor einer Million Sterbender so übertönten, daß niemand auf der Welt ihn hörte?



Gießhalle und Hochofen der Concordiahütte Engers im Jahre 1857.

## Eine „Hütte“ und ihr Gründer.

Zum hundertjährigen Bestehen der Concordiahütte Engers (Vereinigte Stahlwerke AG).

Von Dr. Curt Wuefst.

Die Concordiahütte G. m. b. H., Engers am Rhein — seit 1926 dem Konzern der Vereinigten Stahlwerke AG. angehörend — blickte im Dezember 1941 auf ein Jahrhundert ihres Bestehens zurück. Ein solches Jubiläum gibt nicht nur Anlaß zur Rückschau auf Werden und Entwicklung des Unternehmens, sondern verpflichtet, auch jenes Mannes ehrend zu gedenken, dessen schöpferischer Geist und Weitblick das Werk ins Leben rief und seine Geschicke während der ersten zwei Jahrzehnte mit eigener Hand lenkte: Carl Maximilian Loffen. Das Lebenswerk dieses Mannes, dessen Arbeit und Erfolg — wie ein kurzer Rückblick auf sein Wirken zeigt — untrennbar mit dem Aufblühen der deutschen Eisenindustrie verbunden ist, findet in der Concordiahütte sein bleibendes Denkmal.

Am 12. Juli 1838 richtete die Firma Gebrüder Loffen an

„das Königliche Hochlöbliche Bergamt zu Siegen

die gehorsamste Bitte um Erteilung einer Belehnung für

1. Die Anlage eines Eisen-Schmelz-Hochofens, wobei wir bemerken, daß die dazu gehörigen Erzgruben im Herzogtum Hessen gelegen sind.
2. Die Anlage einer Puddlingsfrischhütte, enthaltend 8 Puddlingsöfen, 3 Schweißöfen, 2 Blechöfen nebst den dazu gehörigen Walzen zur Fabrikation von Stabeisen und Blechen.
3. Den dazu gehörigen Gebläsen, Poch- und Drehwerken, Materialien, Schuppen und Wohngebäuden.“

Unter dem gleichen Datum wurde der preussischen Regierung in Koblenz das Gesuch um die „Landesherrliche Konzession“ der Anlage übersandt, die zwischen Sayn und Mülhofen (bei Bendorf) am Saynbache errichtet werden sollte.

Wer waren die Gebrüder Loffen, welche Gründe veranlaßten sie zu ihrem Antrag, der die von ihnen geplante Anlage nach ihrer Fertigstellung in die vorderste Reihe der



Lichtbild: D. Cöhn.

Entwurf: Lothar Dieß.

Neujahrspflakette 1938  
der Concordiahütte Engers.

größten und modernsten Eisenwerke rücken würde? Welche Schwierigkeiten politischer, wirtschaftlicher und technischer Natur stellten sich in den Weg und mußten überwunden werden, um nicht nur die Spannung zwischen Planung und Fertigstellung eines solchen Werkes zu überbrücken, sondern auch seine erhoffte Entwicklung zu gewährleisten?

All diese Fragen drängen sich unwillkürlich auf, wenn man das Datum beachtet und den Inhalt der „gehorsamsten Bitte um Belehnung“ aufmerksam durchgelesen hat; sie verlangen nach Antwort, wenn die Erinnerung an das hundertjährige Bestehen der Concordiahütte mehr sein soll als ein pflichtgemäßer Gedenktag, und ein Rückblick auf das Wirken und die Persönlichkeit ihres Begründers mehr als ein nüchterner Rechenschaftsbericht über seine Leistungen und Verdienste für das Werk, das noch heute als lebendiges Denkmal für seinen Schöpfer zeugt.

Die Schwierigkeiten politischer, wirtschaftlicher und technischer Natur?

„Als vor über hundert Jahren die Befreiungskriege und die Kontinentalsperre zu Ende waren, lautete die Schicksalsfrage nicht nur, welche Form des politischen Zusammenschlusses, sondern auch welche Richtung der

Wirtschaftspolitik die deutschen Staaten wählen sollten. Die deutschen Eisenhüttenwerke waren durch sechzig verschiedene Zollsysteme und durch zahlreiche Ein-, Durch- und Ausfuhrverbote voneinander getrennt. Unter der Obhut des Landesfürsten und dem Schutz der Kontinentalsperre hatten sie lange Zeit keinen gefährlichen Wettbewerb kennengelernt, die Napoleonischen Kriege hatten ihnen zudem reichliche Aufträge verschafft.

In diese durch innerpolitische Zerrissenheit und landesherrliche Kurzsichtigkeit bedingten Verhältnisse griff mit rauher Hand der ausländische Wettbewerb, sobald Kriegsbedarf und Einfuhrsperre zu Ende waren. Englisches Eisen drang in größeren Mengen ins Inland und machte den deutschen Hüttenleuten das Leben schwer<sup>1</sup>.

Während die englische Eisenindustrie im eigenen Lande überdies durch hohe Zollschranken geschützt war, ja bis zum Jahre 1823 sogar ein völliges Einfuhrverbot für fremdes Roheisen bestand, sah sich die deutsche Eisenindustrie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der fremden, überlegenen Konkurrenz schutzlos preisgegeben.

Erst die Gründung des Deutschen Zollvereins leitete im Jahre 1834 eine zielbewusste Schutzpolitik ein, deren anfängliche Lückenhaftigkeit am besten die Tatsache beleuchtet, daß zwar geschmiedetes Eisen und Stahl sowie Eisen- und Stahlerzeugnisse zollgeschützt waren, aber noch ein weiteres Jahrzehnt das Roheisen nach wie vor aus dem gesamten Ausland nach Deutschland vollkommen zollfrei eingeführt werden durfte. Diese grundsätzliche Zollbehandlung besiegelte das Schicksal zahlreicher alter Holzfohlenhütten und führte zum Verfall vieler Betriebstätten, die vielfach der heimischen Bevölkerung Arbeit und Brot gegeben hatten. Viele linksrheinische, mittel- und süddeutsche Eisenhütten und Eisenerzgruben erlagen bei dieser Zollpolitik dem Wettbewerb Englands, Belgiens, Böhmens und der Steiermark.

Noch im Jahre 1844 bezog das deutsche Zollvereinsgebiet zwei Millionen Zentner Eisen und Eisenwaren, zumeist Schienen, aus dem Ausland. Und die nicht nur absolute, sondern auch relative Größe des englischen Anteils allein beleuchtet blizartig einen Ausspruch des britischen Schatzkanzlers, der im gleichen Jahre im englischen Unterhaus äußerte: „Unser Handel nach Deutschland entspricht zwei Arbeitstagen unserer Wochenproduktion.“

Nachdem so in kurzen Strichen der Rahmen angedeutet ist, den das politische, wirtschaftliche und technische Zeitbild jener ein Jahrhundert zurückliegenden Epoche umschließt, können wir uns dem eigentlichen Thema zuwenden: dem Versuch, nicht nur den Geburtstag der Concordiahütte in das Zeitgeschehen einzuordnen und diesem Werk den ihm gebührenden Platz in der Geschichte des Eisens anzuweisen, sondern gleichzeitig auch die überzeitliche Bedeutung ihres Gründers Carl Maximilian Vossien zu beleuchten.

Woher kam Carl Maximilian Vossien? Welche Kenntnisse hatte er sich erworben, welche Erfahrungen gesammelt, die ihm nicht nur das Recht gaben, sich an die selbstgestellte Aufgabe heranzuwagen, sondern ihn auch befähigten, sie allen erwarteten und unerwarteten Schwierigkeiten zum Trotz durchzuführen?

Man ist hier, insbesondere was die Familiengeschichte angeht, auf spärliche, hier und dort verstreute, nur selten über das rein Sachliche hinausgehende Feststellungen angewiesen, die es auf den ersten Blick unmöglich erscheinen lassen, etwas mehr bringen zu können als eine trockene Aufzählung von Daten und Zahlen. Ein handgeschriebener Lebenslauf Carl Maximilian Vossiens, der erwartungsvoll in die Hand genommen und durchblättert wird, scheint, den ersten Seiten nach zu urteilen, auch nichts Wesentliches zur Deutung seines Lebens und Wirkens beizutragen. In sachlich kühlem Stil, der mehr Gewicht auf das Festhalten der Daten und Geschehnisse legt, wird über die ersten zwei Jahrzehnte referiert. Man hält an bemerkenswerten Tatsachen und Ereignissen fest:

Der Großvater, aus dem westfälischen Gute der Vossiens in Lippstadt stammend, war kaiserlicher Legationssekretär und später Rat beim Fürsten Hatzfeld. Sein Vater, früh verwaisst und „bei sehr spärlichen Vermögensverhältnissen in eine drohende Lage versetzt“, muß sein juristisches Studium unterbrechen, nimmt eine Stelle als Hauslehrer an und kommt als solcher

<sup>1</sup> Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. 14. Aufl. Düsseldorf 1937.

<sup>2</sup> Nach Beck: „Geschichte des Eisens.“ 4. Bd. Braunschweig 1899.

in das Haus eines kurfürstlich-trierischen Geheimrats, der ihm eine gerade freigewordene Buchhalterstelle auf der Sanner Hütte vermittelt.

Die erste Jugendzeit Carl Vossiens fällt in die sorgenvollen Kriegsjahre 1795/97, in denen die dortige Gegend durch den steten Wechsel der Kriegsoperationen von österreichischen und französischen Truppen hart bedrängt wird.

Aus den nachfolgenden Friedensjahren, die gleichzeitig die Entwicklungsjahre Vossiens umschließen, seien als bemerkenswerte Ereignisse hervorgehoben die gemeinschaftliche Erziehung der Brüder Vossien durch Hauslehrer und ihr nachfolgendes Studium auf den Universitäten Heidelberg und Paris. Zwischen Heidelberg und Paris liegt allerdings für Carl Vossien eine zweijährige Spanne, die anfangs als erzwungene und daher unorganisch wirkende Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Ausbildung anmutet: er mußte seinem Vater auf der Sanner Hütte bei der Büroarbeit helfen. Und doch ist dieses kurze, dem Pflichtgefühl der Familie gegenüber entspringende Zwischenstück aus der späteren Entwicklung Vossiens nicht fortrennbar, denn hier lernt er — ein Gegengewicht gegenüber der akademischen Freiheit und Ungebundenheit und vergleichbar der heute als unbedingt notwendig eingeschobenen „praktischen“ Jahre — die handwerksmäßige Seite seiner späteren Berufsarbeit kennen.

Welche Beweggründe nun veranlassen ihn, seine in Heidelberg begonnenen und durch die praktische Arbeit auf der Sanner Hütte unterbrochenen Studien gerade in Paris fortzusetzen? Ein Satz aus seiner Selbstbiographie gibt uns hierfür gewisse Anhaltspunkte:

„Die großartigste Concentration so vieler wissenschaftlicher Kräfte, die unentgeltliche Benützung derselben, wie sie damals Paris einem Jeden darbot, spannte alle Kräfte an und ließ die anfänglichen Hindernisse der Sprache bald überwinden.“

Trotzdem mutet der Entschluß, gerade in der damaligen Zeit eine französische Universität aufzusuchen, im ersten Augenblick flüchtiger Betrachtung etwas seltsam an. Denn man weiß immerhin: Frankreich war damals der europäische Vulkan, dessen anhaltende Eruptionen seit mehr als einem Jahrzehnt die Welt in Atem hielten. Die Befreiungssparole der französischen Revolution hatte ihren Zauber eingebüßt, die Vossiens hatten am eigenen Leibe und im eigenen Hause die Kehrseite der bestechenden Münze kennengelernt, als bei der Besetzung des Neuwieder Beckens und der Höhen des Westerwaldes durch französische Truppen der Vater mehrfach mit dem Tode bedroht, die Mutter durch Marodeure überfallen war. Jena und Auerstädt und der Einzug Napoleons in Berlin lagen erst fünf, der schmachvolle Frieden zu Tilsit erst vier Jahre zurück, die anschließende Zeit war ausgefüllt mit Feldzügen des Korsen gegen Spanien und Portugal, Österreich und England, und die drohende Auseinandersetzung mit Rußland warf seit langem ihren Schatten voraus.

Man darf aber auch — und damit rühren wir wahrscheinlich an den eigentlichen Beweggrund von Vossiens Entscheidung für Paris — nicht vergessen, daß trotz oder, richtiger gesagt, infolge des fast ununterbrochenen Kriegszustandes das Eisenhüttenwesen in Frankreich in hoher Blüte stand, insbesondere, soweit es sich um die wissenschaftliche Seite, das heißt um die Eisenhüttenkunde handelte.

Die Erkenntnis, daß England als der gefürchtetste, ja empfindlichste Feind wehrwirtschaftlich nur mit den eigenen Waffen zu schlagen war, die ihm sein Vorsprung in der Meisterung des gerade anbrechenden „eisernen Zeitalters“ geschmiedet hatte, hatte greifbare, über die Grenzen Frankreichs hinaus merkbar werdende Gestalt angenommen nicht nur in der Gründung staatlicher Institute „zur Führung der nationalen Industrie“ und zur Erziehung von Berg- und Hüttenleuten, sondern vor allem im Einsatz der französischen technischen Wissenschaftler, die mit Anspannung aller Kräfte diesen Vorsprung einzuholen versuchten und damit zu Vorkämpfern, ja Bahnbrechern einer streng wissenschaftlich arbeitenden und trotzdem nie das praktische Ziel aus dem Auge verlierenden Methode wurden.

Die Verflechtung Vossiens in diese scheinbar am Rande liegende Abschweifung auf das weltpolitische und technische Geschehen der Jahrhundertwende?

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß sein Heidelberger Lehrer, Professor Kastner, einer der ganz wenigen metallurgischen Wissenschaftler und Forscher im damaligen Deutschland, ihn nicht nur auf den





Carl Maximilian  
Lössen  
1793 bis 1861.

hohen Stand der wissenschaftlichen eisenkundlichen Forschung in Frankreich aufmerksam gemacht, sondern ihm auch gleichzeitig Lehrer genannt hatte, bei denen er sein in Heidelberg erworbenes Wissen erweitern konnte. Hierauf lassen jedenfalls die Namen der Professoren schließen, bei denen Lössen Vorlesungen besuchte und in deren Hause er gastliche Aufnahme fand. Erwähnt seien vor allem Gay Lussac, Chénard und Wauquelin, drei Forscher, deren Namen aus der Geschichte der Eisenhüttenkunde nicht wegzudenken sind, und die auch die Erwartungen Lössens, sich bei ihnen grundlegende metallurgische Kenntnisse anzueignen, nicht enttäuschten. Ja, man darf wohl annehmen, daß hier in Paris der Grundstein zu seiner späteren Entwicklung gelegt wurde, die ihn zu einem unermüdlichen Vorkämpfer für die Sicherung und Auswertung der deutschen Eisenvorkommen werden ließen.

Die sich immer mehr zuspitzenden politischen Verhältnisse veranlaßten Lössen, im Spätherbst 1812 sein Studium in Paris abzubrechen und nach Deutschland zurückzukehren.

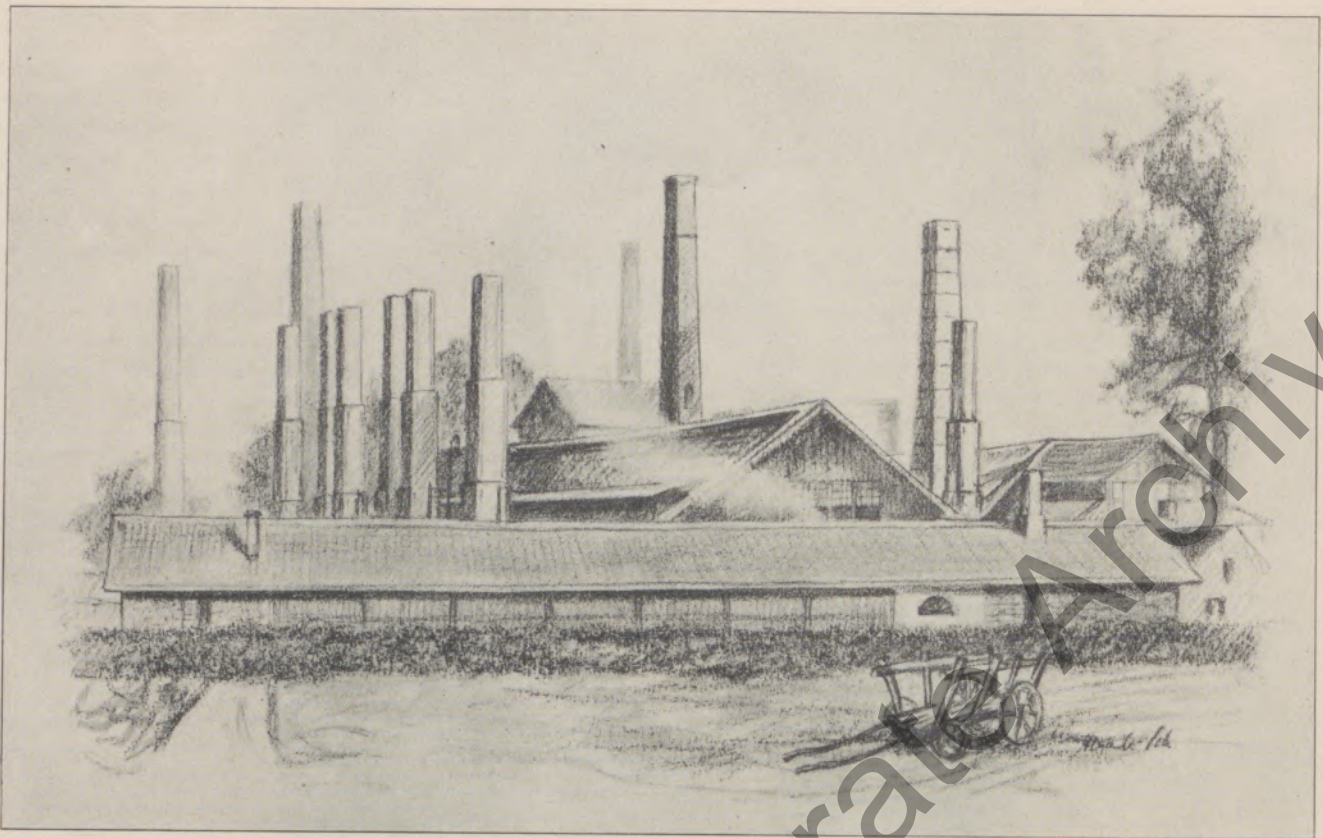
Winter 1813/14. Der Aufruf zu den Waffen, der, wie Lössen schreibt, „Anklang in den Herzen aller junger Männer gefunden hatte“, bestimmte ihn, sich bei den Freiwilligen Jägern zu melden. Die ersehnte Mitwirkung am kämpferischen Einsatz blieb ihm allerdings verjagt. Ein Nervenfieber setzte seiner kurzen militärischen Laufbahn im November 1814 ein Ende.

Die Abtretung eines Teiles von Hessen mit der Sayner Hütte an Preußen als Auswirkung des Wiener Kongresses ist nicht nur von Einfluß auf das Schicksal der Hütte, sondern bestimmt auch entscheidend den weiteren Lebensweg und die menschliche und berufliche Entwicklung Lössens, der sich als Berg- und Hüttenleve in den preussischen Staatsdienst meldet. Ein glücklicher Zufall bringt ihn mit dem zum Direktor des Oberbergamtes für die Rheinprovinz ausersehenen Oberberggrat Graf Beust zusammen, der, von der Persönlichkeit und den Kenntnissen des zwanzigjährigen „Sekretärs“ angezogen, dessen „Entsendung behufs weiterer praktischer Ausbildung“ zur Beschäftigung der schlesischen Eisenhüttenwerke ver-

anlaßt, mit dem ausdrücklichen Bemerkten, „über die Beobachtungen auf der Reise dorthin ein vollständiges Tagebuch zu führen“.

Diese Reise und der Aufenthalt in Schlessen werden für Lössen zu einer nicht abreißen den Kette neuer Eindrücke und Erfahrungen und erweitern sein bei allem Fleiß und Wissensdrang bisher doch verhältnismäßig eng umgrenztes Wissen nach allen Seiten hin. Auf der Hinreise macht er Station auf sämtlichen Gruben und Hütten des Unterharzes und besucht in der Mark eine Alaun- und verschiedene Messinghütten. Bei seiner Ankunft in Breslau erhält er den Auftrag, auf der königlichen Hütte zu Gleiwitz, der damals großartigsten Anlage des Kontinents, sich umzusehen mit der ausdrücklichen Anweisung, „dort als Konzentrationspunkt des Sehenswertesten bezüglich der Coksbereitung, der Betriebsführung für Hochöfen, Glammöfen, Cupolöfen, Formerei- und Maschinenkonstruktion am längsten zu verweilen“. Und er sieht sich nicht nur um, sondern er lernt eigenhändig formen, gießen, bohren und drehen und beschreibt die einzelnen Vorgänge in zahlreichen Abhandlungen und Zeichnungen. Absteher von Gleiwitz aus vermitteln ihm Einblick in naheliegende Salzbergwerke, Blei- und Schwefelgruben, in Zink- und Alaunhütten, in Steinkohlengruben und Kokereien. Auch die dort gesammelten Eindrücke werden ausführlich und gewissenhaft in Wort und Skizze festgehalten und ausgewertet.

Als Lössen Ende Mai 1815 wieder auf der Sayner Hütte anlangt, kann er auf zwei Lehr- und Wanderjahre zurückblicken, die bis an den Rand angefüllt sind mit nachhaltigen Eindrücken und Erfahrungen der verschiedensten Art, um die den Zweiundzwanzigjährigen zweifellos mancher gleichaltrige „Kollege“ noch heute beneiden dürfte. Der ihn auf der Rückreise erreichende Entschluß seines Vaters, aus dem Staatsdienst auszuscheiden und die von der Nassauischen Domänenverwaltung auf zwanzig Jahre in Pacht zu vergebenden Eisenwerke Emmertshausen Hütte mit Roderhammer und die Michelbacher Hütte zu übernehmen, wird zu einem Wendepunkt in seinem Leben: die Befürchtung, daß der Vater bei der



Puddelwerk der Concordiahütte im Jahre 1857.

Übernahme der Werke seine Kräfte überschätzt habe und ein Rückschlag unvermeidlich ist, wenn er in seinen Söhnen keine Stütze findet, veranlaßt ihn, seinen Abschied aus dem Staatsdienst zu erbitten und seine Kräfte der Familie zu widmen.

Zwei Jahrzehnte der Lebensarbeit Lossens entfallen auf die Leitung und Verwaltung des Michelbacher Hammers und der dazu gehörenden Eisenhütte, zwanzig Jahre, von denen jeder Werktag ausgefüllt ist mit kleinen und großen Sorgen, mit offenen und versteckten Kämpfen gegen „wenig freundlich gesinnte“ Nachbarwerke und geldhungrige Bankiers, mit betrieblichen Sorgen und Absatzschwierigkeiten, mit nächlichem Kopfzerbrechen um neue, produktivere Erzeugungsverfahren und täglichen Rückschlägen, die sich bei den Versuchen, die Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, ergeben. Es ist eine zwanzigjährige Probe auf Biegen und Brechen. Aber: „Was nicht bricht, macht stärker.“ Lossen läßt sich nicht brechen. Er setzt sich beim Verkauf des Eisens durch, er macht immer wieder neue Geldmittel flüssig und bereitet trotzdem den Versuch der Geldgeber, eine Beteiligung an der Hütte zu erlangen; er erreicht es auf Grund der Qualität des von ihm gelieferten Roheisens und durch die Zusicherung von Festpreisen, daß seine Abnehmer sich bei einer seitens der Konkurrenz künstlich heraufbeschworenen Krise für das Werk verbürgen und damit seine weitere Existenz sicherstellen. Er fertigte eigenhändig Lehmkerne an, um die versprochene Übernahme der ersten Bestellung auf Wasserleitungsrohre sicherzustellen, und erschließt damit einen neuen Produktionszweig, der bald alle anderen überflügelt und den größeren Teil der gesamten Roheisenproduktion auf beiden Hütten beansprucht — kurz: er springt überall und jederzeit als erster dort in die Bresche, wo dem Werk und damit der selbstgewählten Aufgabe Gefahr droht oder eine neue Entwicklungsmöglichkeit winkt.

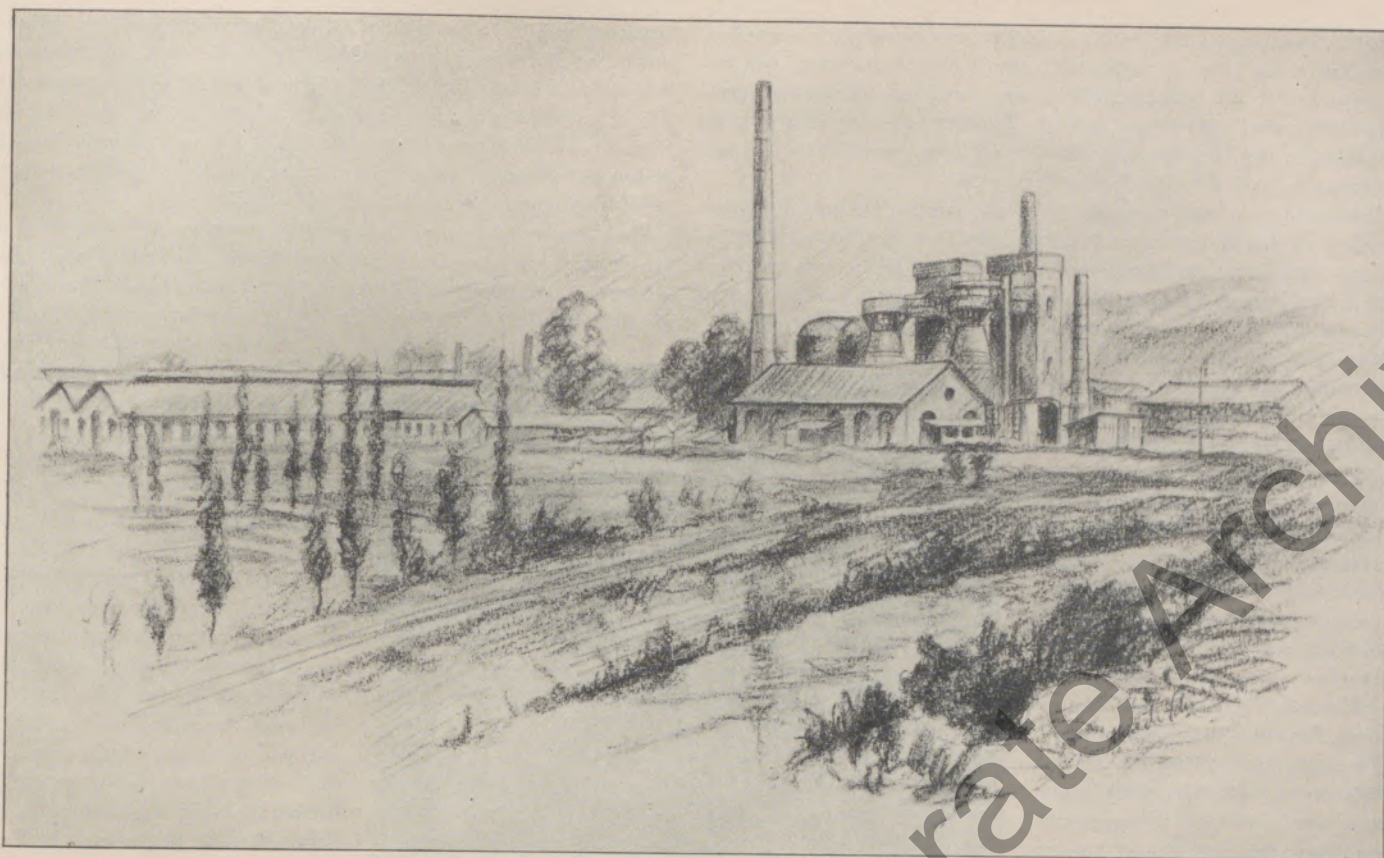
Sins ist ihm allerdings im Laufe der Jahre, in denen er die Michelbacher Hütte leitete und ausgebaut hatte, klar geworden: daß er sein Ziel, die übermächtige Konkurrenz ausländischen Roheisens und ausländischer Eisenwaren wirksam zu bekämpfen, hier nicht erreichen kann; denn erst bei der Weiterverarbeitung werden die Waffen ungefähr gleich. Zur Weiterverarbeitung des Roheisens aber gehören Gießereien, Hammerwerke, Puddelöfen, Schweißöfen, Blechöfen und Walzwerke — alles Ein-

richtungen, die auf der Michelbacher Hütte ursprünglich fehlen, also aus eigenen Mitteln erbaut werden müssen und nach Ablauf der Pacht an den Eigentümer fallen. Von den erheblichen Aufwendungen, die das eigentliche Hüttenwerk ständig verlangt, um produktionstechnisch und qualitativ auf der Höhe zu bleiben, ganz zu schweigen. Daß man sein Möglichstes in dieser Beziehung tut, ist selbstverständlich; daß man leistungsfähig ist, beweist die Übernahme des Baus einer neuen Lahnbrücke, die, eine Lossensche Konstruktion, in all ihren Teilen auf der Michelbacher und Emmertshäuser Hütte geschmiedet und von einem der Brüder Lossen errichtet, die vollste Zufriedenheit der Auftraggeber findet.

Aber das alles genügt nicht. Will man die Richtigkeit des seit langem genährten Gedankens „Deutscher Stahl aus deutschem Erz“ wirklich unter Beweis stellen, dann gehört dazu ein Werk, in dem man den Werdegang des Eisens vom Erz zum Stahl in allen seinen Phasen überwachen und leiten kann, das heißt: es gehören dazu Erzgruben, es gehört dazu ein unweit dieser Gruben gelegenes neuzeitlich eingerichtetes und ausgebautes Eisenhüttenwerk, das standortmäßig günstig zur Koks-Kohlenbasis liegt, und es gehört schließlich nicht zuletzt dazu ein genaues Wissen um die tausend Einzelheiten und Feinheiten konstruktiver und technischer Natur, aus denen sich das schließlich wie selbstverständlich dastehende Werk zusammensetzt.

Wie lange die Gedanken Carl Maximilian Lossens um die Möglichkeit der Errichtung eines eigenen Werkes gekreist haben, bis sie endlich greifbare Gestalt annahmen, ist nicht mehr festzustellen; daß sie ihn unablässig beschäftigten, läßt seine Selbstbiographie an verschiedenen Stellen erkennen.

1832 hat sich der Plan so weit verdichtet, daß Carl Lossen sich entschließt, für sich und seine Geschwister — der Vater ist inzwischen gestorben — die hierfür erforderlichen und geeigneten Grundstücke zu kaufen. Er wählt hierzu eine Stelle am Fuße der Westerwaldhöhen zwischen Mühlhofen und Sayn, weil es hier genug Wasser gibt, die inzwischen planmäßig angekauften Lossenschen Eisensteingruben in der Nähe liegen und der Rhein als billige Transportstraße für Steinkohlen zur Verfügung steht. Im Sommer 1838 — die dazwischenliegenden Jahre dienen zum Ankauf weiterer Erzgruben und -felder — wird die eingangs wiedergegebene „gehormsamste



Die Concordiahütte um das Jahr 1870.

Zeichnungen: Alexander Schmitz.

Bitte um Erteilung einer Belehnung“ und das „Gesuch um Landesherliche Konzession“ der geplanten Werke eingereicht und in der vorgeschlagenen Form genehmigt.

Der Antrag stellt einen sehr fortschrittlichen und umfassenden Plan dar. Wäre die Durchführung ohne Abstriche möglich gewesen, hätte die Concordiahütte in der vordersten Reihe der damaligen Werke in Deutschland gestanden. Der großzügige Plan scheitert aber zunächst an der überstarken Konkurrenz des ausländischen, besonders des englischen und belgischen Roheisens: er kann erst nach Einführung des erweiterten Roheisenschutzzolls 1854 wieder aufgenommen werden.

Im Sommer 1839 beginnt Carl Lossen in kleinem Rahmen mit dem Bau seines Werkes, der nach seinen Plänen und unter seiner Aufsicht vor sich geht. Bei der feierlichen Grundsteinlegung am 29. Oktober 1839 erhält das künftige Werk den Namen Concordia-(Eintracht-)hütte.

Nachdem im Dezember 1841, dem eigentlichen Geburtsdatum der Concordiahütte, die Konzession gewährt ist, gedeihen im folgenden Jahre die Arbeiten so rasch, daß „mit dem 27. Juli 1842 die erste Schmelzkampagne in dem fertig eingebauten Hochofen rechts begonnen werden kann“. Dieser Hochofen bleibt bis 1853 in ungestörtem Gang.

Das Jahr 1854, das durch die endliche Erfüllung der Schutzollhoffnungen den Unternehmungsgeist mächtig belebt, bringt in rascher Folge manche Erweiterungen der Concordiahütte: zwei Puddelöfen, einen Schweißofen mit Dampfhammer, einen Blechglühofen, ein Blechwalzwerk mit Wasserturbine, ein Stabwalzwerk und zwei Dampfkessel. Zwei Jahre später sind schon weitere Anlagen notwendig, und nun stockt die Ausbreitung nicht mehr. Im Todesjahr Carl Lossens, 1861, werden die Holzkohlenhochöfen in Koksöfen umgebaut; die großen, immer wieder zurückgestellten, aber niemals fallengelassenen Pläne von 1838 sind durch die zähe Arbeit eines ganzen Lebens nun doch noch volle Wirklichkeit geworden.

Carl Lossen hinterließ die Concordiahütte als ein umfangreiches und blühendes Unternehmen. Er hatte alles Experimentieren mit der Concordiahütte vermieden, sondern hatte in ihrem Aufbau — wie in all seiner Arbeit — nach Klarheit, Übersichtlichkeit, Maßhalten gestrebt. Er hatte

sie wohl mit Absicht nicht in ganz großem Stile aufgebaut, um sie gesund und leistungsfähig zu erhalten.

Gründung und Ausbau der Concordiahütte bedeuten nur einen kleinen, wenn auch wichtigen und uns besonders interessierenden Ausschnitt aus der Lebensarbeit Carl Lossens, der in hervorragendem Maße zu jenen Männern gehört, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in jenen scheinbar biedermeierstillen, in Wahrheit wirtschaftlich und politisch äußerst bewegten Jahrzehnten die deutsche Eisenindustrie von der Bevormundung durch ausländische Einflüsse lösten. Hier liegt die eigentliche Schwerkraft, der bis in die Gegenwart ausstrahlende Wert eines Lebens.

Sein Ziel war, sein privatwirtschaftliches Schaffen und Streben immer in Einklang zu bringen mit seiner Forderung einer starken, auf heimischen Bodenschätzen sich aufbauenden Nationalwirtschaft. An die Erreichbarkeit dieses Zieles glaubend und hierfür nicht nur unermüdet in Wort und Schrift eintretend, sondern auch das Schicksal seiner eigenen Werke untrennbar damit verknüpfend, warf er immer wieder sein Schicksal, das seiner Familie und das ihm zur Verwaltung anvertraute Erbe in die Waagschale, deren Steigen oder Fallen gleichzeitig über Gedeih oder Verderben einer seiner Ansicht nach im nationalwirtschaftlichen Interesse unbedingt notwendigen „autarken“ deutschen Eisenindustrie entschied.

Seine umfassenden, für die damalige Zeit außergewöhnlichen Kenntnisse und Erfahrungen ließen ihn die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, klar erkennen. Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, risikoloser und gewinnbringender zu „disponieren“. Es hätte dafür — auf eigenen Erfahrungen fußend oder den gewinnbringenden Beispielen anderer Unternehmer folgend — genügt, sich von der Erzeugung heimischen Roheisens loszulösen und das billige ausländische Eisen zu verarbeiten.

Es ist müßig, zu ergründen, woher der erste Anstoß kam, der Lossen dazu bestimmte, den weit schwereren, gefahrvollen und unsicheren umgekehrten Weg zu gehen, der ihn von der Pacht eines Eisenhammers über den planmäßigen Erwerb von Erzgruben zur Errichtung eines Hüttenbetriebes führt, der eigenes Erz bis zum Stabeisen und Blech verarbeitet. Die erste Andeutung hierüber finden wir in seiner Biographie um das Jahr 1820, als er dem Entschluß des Vaters, die unrentable, bis dahin nur Roheisen herstellende Michelbacher Hütte aufzugeben, widerspricht

und den Vorschlag macht, der Hütte eine Gießerei anzugliedern, „um das Roheisen damit höher zu verwerten“. Es ist aber anzunehmen, daß die Grundgedanken der Zweckmäßigkeit einer vertikalen Gliederung schon wesentlich weiter zurückliegen und als Auswirkung seiner Studienreise anzusprechen sind, die ihn einst über die auf dem Erz stehenden Harzer Hüttenwerke nach Oberschlesien geführt hatte.

Wesentlicher, ja entscheidend für die Beurteilung der Bedeutung Lossens vielmehr ist einmal, daß er den Entschluß zum Bau eines solchen Werkes in einer Zeit faßte, die hierfür denkbar ungünstig erschien, zum anderen, daß er eine Überwindung der Hemmnisse und Barrikaden wirtschaftlicher und zollpolitischer Natur nur auf dem Weg des Zusammenschlusses aller Beteiligten zum gemeinsamen Kampf für möglich hielt und damit zu einem Vorkämpfer und Wegbereiter des Verbandsgedankens überhaupt wurde. Auf dieser Linie lag nicht nur sein frühzeitiges Eintreten für den Deutschen Zollverein (auf Grund eines von ihm 1834 erstatteten Gutachtens folgte Nassau 1835 als erster Staat dem Beispiel der Gründerstaaten), sondern auch die Gründung des „Vereins zum Verkauf nassauischen Roheisens“, der, 1851 entstanden und fast sämtliche Eisenwerke Nassaus umfassend, das erste deutsche Roheisenkartell darstellte und mit seiner einheitlichen Verkaufs- und Abrechnungsstelle und seinen gemeinsamen Ablieferungs- und Lagerplätzen zum Vorbild aller späteren Kartelle wurde. (Das älteste bekannte Kartell in Rheinland und Westfalen, das „Weißblechverkaufskontor“ zu Köln, entstand erst 1862, also rund zehn Jahre später.)

Ausgangspunkt für diese Seite der Betätigung Lossens war zunächst die schlechte Lage der nassauischen Roheisenerzeugung in jenen Zeiten eines anfangs völlig fehlenden und später unzureichenden Zollschutzes und die dadurch hervorgerufene Preisunterbietung der nassauischen Hüttenwerke, oder, um mit Lossen zu sprechen, „der Drang der traurigen Lage, wodurch die Roheisenerzeugung bei Holzkohlen nahe daran war, durch die Konkurrenz der Produzenten unter sich dem Untergang entgegen geführt zu werden“. Ganz von selbst aber erweiterte sich der Rahmen: bald ging es um günstigere Produktions- und Absatzbedingungen für die gesamte Eisenindustrie und damit um eine Schicksalsfrage der deutschen Volkswirtschaft.

Eine ungewöhnlich glückliche Hand hat Lossen in seinen Verhandlungen mit Behörden und einflussreichen Persönlichkeiten bis hinauf zum preussischen König. Er hebt in seiner Biographie die „Achtung“, das „Wohlwollen“ und das „Vertrauen“ hervor, das ihm die höchsten offiziellen Kreise entgegenbrachten. Seinem unermüdlichen Streben gelingt fast alles, was er im Interesse von Vaterland und Wirtschaft für notwendig hält. In den Verhandlungen gefellen sich zahlreiche Denkschriften und Eingaben, in denen er immer neu die Nöte der Eisenindustrie darlegt und die nach seiner Meinung erforderliche Neugestaltung der staatlichen Handels- und Wirtschaftspolitik sowie die Lösung zahlreicher anderer Probleme in Angriff nimmt.

Der Kampf um deutsche Zolleinheit und um deutsche Schutzzölle für die einheimische Industrie ist jedoch der wertvollste Teil der öffentlichen Tätigkeit Lossens gewesen. Man kann Carl Lossen ohne Übertreibung als einen Kämpfer für die deutsche Einigung bezeichnen. Wie schwierig,

ermüdend und Geduld erfordern dieser Kampf im einzelnen auch sein mochte, er führte ihn zäh und unermüdlich durch, trotz aller Rückschläge so lange an den endgültigen Erfolg glaubend, bis der Sieg errungen war. Der 1843 endlich ratifizierte Beschluß des Deutschen Zollvereins auf Einführung eines Roheisenzolls, die unerläßliche Voraussetzung für das Aufblühen und Erstarken einer im nationalen Interesse unbedingt notwendigen Eisenindustrie, war nicht zuletzt sein Werk.

Doch was mit der einen Hand gegeben worden war, nahm man mit der anderen zum guten Teil wieder fort. Durch einen zehnjährigen Handelsvertrag mit Belgien wurde der Zoll für belgisches Roheisen, das das Hauptkontingent der Einfuhr stellte, bis zur Wirkungslosigkeit herabge-

setzt. Erst Ende 1853 lief dieser Vertrag ab, gegen dessen Wiedererneuerung Lossen sogleich eine sieberhafte und erfolgreiche Tätigkeit entfaltete.

1843 nahm Carl Lossen die Verbindung mit Friedrich List auf, dessen opfervolles Eintreten für den Zollschutz der jungen deutschen Industrie und dessen überragende Bedeutung für die organisatorischen Bestrebungen für die Unternehmer schon damals weithin wirkten. Der Allgemeine Deutsche Verein zum Schutz vaterländischer Arbeit, an dessen Zustandekommen Lossen lebhaft beteiligt war und dessen erweitertem Vorstand er angehörte, übernahm die Redaktion des List'schen Zollvereinsblattes. Lossen verfaßte Eingaben und Denkschriften an den preussischen Finanzminister und an das herzogliche Staatsministerium. Im Auftrage einer Versammlung von Hüttenbesitzern in Koblenz reiste er nach Berlin und sprach dort bei sämtlichen Ministerien vor. Dieses Mal war ihm ein voller Erfolg beschieden: der belgische Handelsvertrag wurde 1853 nicht erneuert; auch für die Roheiseneinfuhr aus Belgien galt von nun ab der Normalzoll. Carl Lossen konnte die Ernte jahrzehntelanger Mühen einbringen. Aber auch nach diesem Sieg gibt es für Lossen kein Ausruhen, keinen Stillstand.

1860 bereitet Preußen für die nächste Generalkonferenz Vorschläge zur Ermäßigung der Eisenzollsätze vor. Der achtundsechzigjährige Lossen rüstet zu neuem Kampf, als ihn mitten in den

Vorbereitungen am 28. April 1861 der Tod überrascht.

Carl Lossen war einer der bedeutendsten wirtschaftspolitischen Führer des frühen deutschen Unternehmertums, ein Erwecker seiner noch schlummernden organisatorischen Kräfte. Deutsche Zolleinheit, staatliche Unterstützung der einheimischen Industrie, Geschlossenheit der westdeutschen Eisenwirtschaft — diese großen Ziele, für die Carl Maximilian Lossen sein arbeitsreiches Leben lang warb und eintrat, sind heute längst erreicht. Wir, die wir letztlich Erben und Nutznießer seiner Pioniertätigkeit sind, haben nur ein Gebot der Dankbarkeit erfüllt, wenn wir in kurzen Zügen seiner Lebensarbeit nachgegangen sind.

Carl Lossens sichtbares Denkmal ist seine Concordiahütte. Sie hat die Stürme und Mißlichkeiten eines ganzen Jahrhunderterts überdauert und ihrem Gründer Ehre gemacht. Seit dem Zusammenschluß der Vereinigten Stahlwerke 1926 gehört sie diesem Konzern als südlichster Verfeinerungsbetrieb an. Nach Überstehen harter Krisenzeiten steht sie heute wieder in voller Blüte und geht ihrem neuen Jahrhundert hoffnungsvoll entgegen.



„Allen Gewalten zum Troß sich erhalten.“

Neujahrspalatte 1942 der Concordiahütte.

Eisenguß von H. Mosbaga.